This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07577484 8

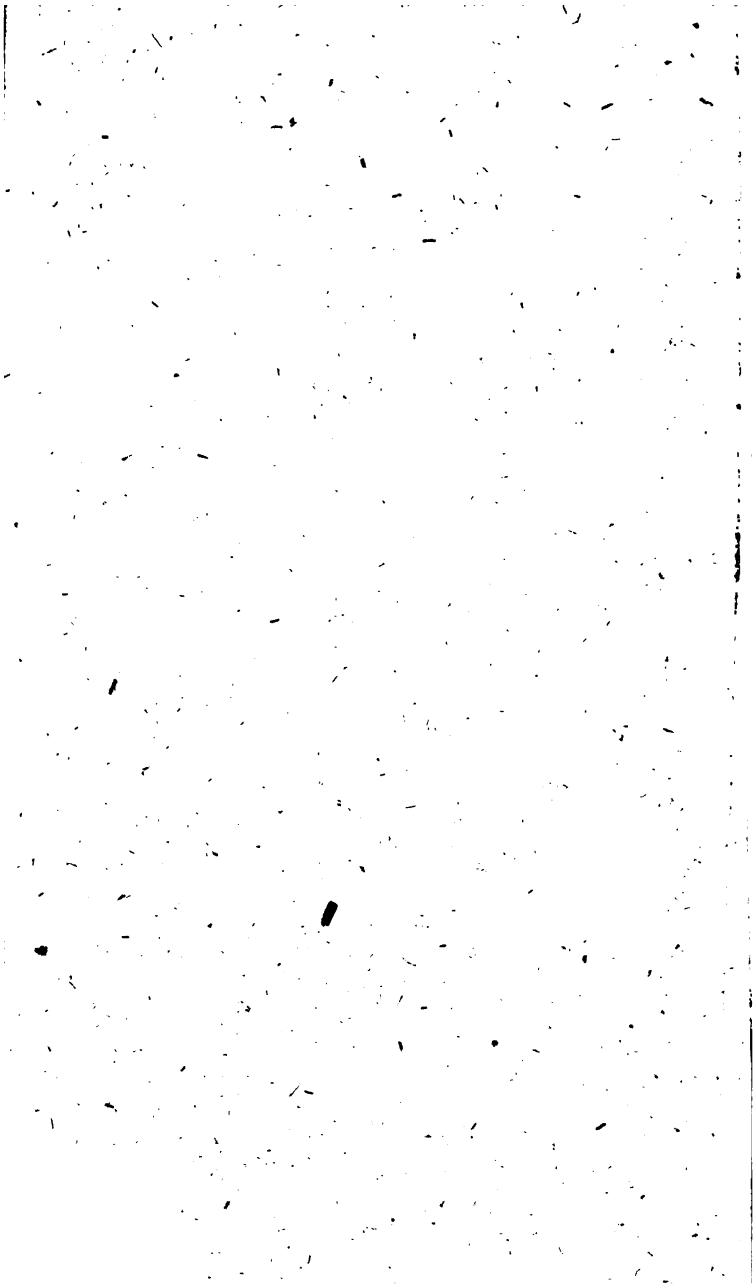
NGZ

Presented by

GEORGE FISCHER

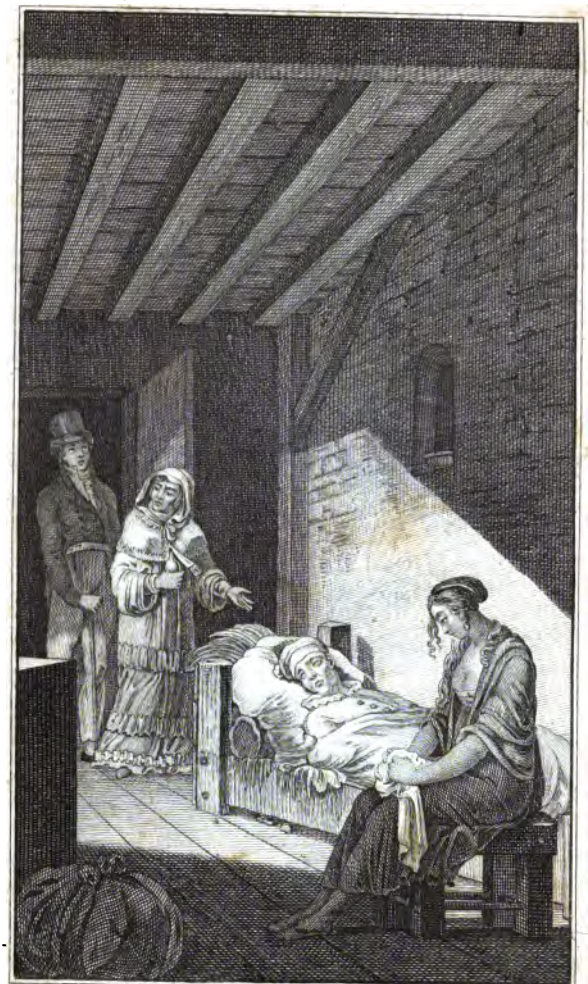
to the

New York Public Library



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.



Die Biene.

Eine Sammlung

kleiner Erzählungen, Geschichten,

Anekdoten und Miszellen.

Von

August v. Kotzebue.

Zweytes Bändchen.

Berlin.

1809.

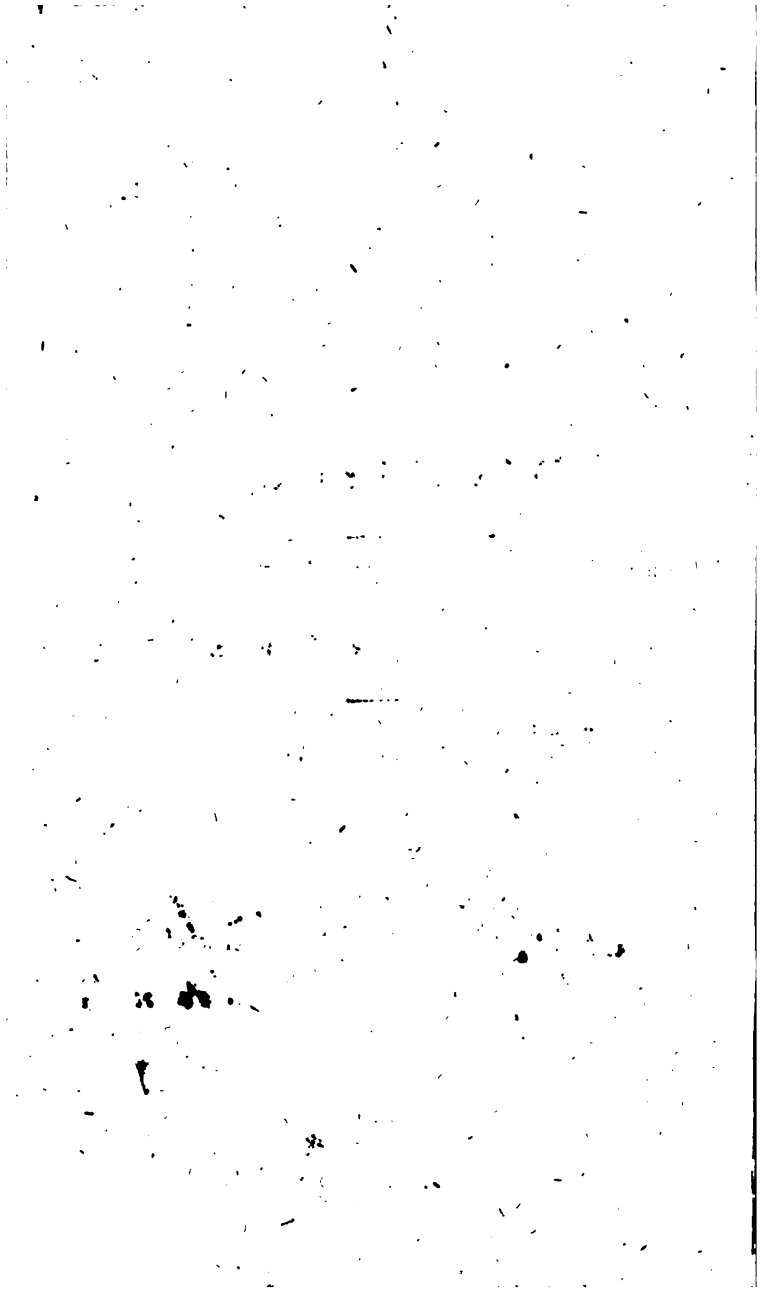
THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
244015
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1902

Die Biene.

Von

A. v. Kotzebue.

Zweytes Bändchen.



Die Kraft des Glaubens.

Luise starb. Sie hatte das Erdenglück eines braven Mannes gemacht, sie hinterließ ihm keine Kinder; Ernst von Wallen blieb ganz allein. Er zählte kaum dreyßig Jahre. Ihm schien es, er sey alt, denn die beglückende Liebe wohnte nicht mehr in seinem Herzen. Dunkel wurd' es da, so dunkel, daß kein Fremder den Weg hinein zu finden wußte; er selbst vermied hinab zu steigen, verschloß es lieber sich und Andern. Hingegen war es hell, bisweilen allzuhell in seinem Kopfe. Zweifel, Grübeleyen, Spinoza und Fichte kreuzten mit sprühenden Funkeln in diesem Kopfe herum; kein Licht des Trostes mischte seinen sanften Schimmer in jenen Funkelglanz.

Ernst von Wallen ging auf Reisen, sah und hörte viel, dachte über alles, fühlte

wenig, kam düster zurück, und bezog ein einsames Landgut. Zwar lief eine grosse Strasse durch das Dorf, doch seine Wohnung lag seitwärts auf einem Hügel, im Gebüsch versteckt. Er mied jene Strasse, kein Spaziergang lockte ihn dahin; fremde Gesichter wären ihm zuwider; die wenigen Menschen, die ihn umgaben, hatten Alle noch bey seinen Eltern gedient; unter ihnen auch die ehrliche Susanne, die Wärterinn seiner Kindheit, die sich hoch betrübte, daß ihr guter junger Herr so hinwelkte, und unter seine Bücher sich verschloß, als sey die Welt für ihn ausgestorben. Vergebens hatte sie einigemal christliche Trostsprüche für ihn zubereitet; er hörte sie freundlich, auch wohl lächelnd an, dankte ihr aber mit kurzen Worten für den guten Willen, und es blieb beym Alten.

Was der frommen Susanne am meisten zu Herzen ging, war der bedenkliche Umstand, daß ihr Herr selten die Kirche betrat. Oft stahl sie sich Abends zu dem alten Gärtner, um darüber mit ihm zu seufzen, indessen Walter auf dem Dache seines Schlosses durch ein vortreffliches Sehrohr die Himmelsräume durchspähte. Das war seine liebste Beschäftigung, in der ihn niemand stören durfte. Verdrüßlich wandte er sich daher um, als die mitleidige Susanne, trotz ih-

rer geschwollenen Füße, eines Abends ihm nachgeklettert war, und eine lange Erzählung anhub von einem Reisenden, einem alten Manne, den eine schwere Krankheit überfallen, daß er in dem elenden Wirthshause, unten im Dorfe, liegen geblieben, wo es ihm an jeder Bequemlichkeit fehlt. Wallen, der eben die Bedeckung eines Jupitertrabanten beobachten wollte, hörte nur halb und sagte mürrisch: laß mich zufrieden. Das verdroß die gutherzige Fürsprecherin. Im gerechten Unwillen nahm sie sichs zum Erstenmal heraus, ihr Gefühl laut werden zu lassen.

„Man sollte nicht eher nach den Sternen gucken," brummte sie, „bis man den Leidenden auf Gottes Erdboden geholfen hat." — Das war ein Wort zu seiner Zeit. Hätte Wallen es in einem Dichter gelesen, es wäre verhallt, aber die Stimme seiner alten Wärterin drang in die kalte Brust; er schämte sich.

„Du hast Recht, Alte" sagte er lächelnd, und stand gelassen auf: „führe mich zu deinem Kranken."

Die schnell besänftigte Susanne, mit Hausarzneyen und Erquickungen bepackt, leuchte vor ihm her; die Sterne leuchteten, Wallen folgte

in deren Anschaun verlohren, und hatte schon beynah vergessen, wovon die Rede war, als die Krankenstube sich öffnete. Von Rauch geschwärzt, niedrig, feucht war die elende Kammer, in welcher auf hartem, schmutzigen Lager ein Greis stöhnte. Zu seinen Füßen, auf einem hölzernen Schemmel, saß ein weinendes Mädchen, dessen Thränen schnell versiegten, als es in nachlässiger Kleidung, durch den Eintritt eines jungen Mannes überrascht wurde. Wilhelmine sprang auf. Ein großes Tuch, in welches sie hastig sich wickelte, gab ihr die Fassung wieder. Sie bewillkommte den Fremden mit ungezwungenem Anstand, ihre traurige Lage gab ihr das Recht, die Förmlichkeiten abzukürzen. „Es ist mein Vater," sagte sie schluchzend, auf den Kranken deutend, der eben im heftigen Fieber lag. Dann reichte sie dem Besuchenden den einzigen vorhandenen Schemel, kniete an das Bett, und sah ihrem Vater still weinend in das glühende Gesicht.

Susanne kramte ihre Arzneyen redselig aus. Wallen stand sich selbst überlassen. Noch hatte er keine Sylbe gesprochen, denn er war überraschter als die schöne Fremde. Von einem fremden Greise hatte man ihm erzählt, von dessen Tochter kein Wort. Ein Bild des Lei-

beyden Alters anzutreffen, war er vorbereitet; nicht ein Bild der leidenden Schönheit, der rührendsten kindlichen Liebe. Es bewegte ihn und gab ihm zugleich eine behagliche Empfindung. So bald er sich ermannt und die Sprache wieder gefunden hatte, redete er sanft die holde Fremde an: „der traurige Zufall, der Sie betroffen, muß in dieser öden Wohnung Sie doppelt ängstigen. Erlauben Ihres Vaters Kräfte eine sanfte Bewegung, so wollen wir ihn auf ein Landhaus tragen, wo es an keiner Bequemlichkeit ihm mangeln soll.

Jetzt wandte Wilhelmine das große blaue, durch Thränen verschleyerte Auge dankbar auf den jungen Mann, die alte Susanne warf einen freundlichen Blick ihm zu, in dem geschrieben stand: daran erkenn' ich einmahl wieder meinen guten Ernst. Nur noch Ein Zweifel entstand: ob man den Kranken jetzt gleich hinauf tragen, folglich der Nachtluft aussetzen, oder bis Morgen in diesem feuchten Qualm lassen solle?

Die ängstliche Tochter wagte nicht zu entscheiden, aber Frau Susanne, die bey solchen Gelegenheiten wacker durchzufahren pflegte, griff es entschlossen an. „Die Nacht ist warm," sagte sie, „der Himmel heiter, die Luft erquickend

Wir spannen zum Ueberfluß einige Reife über das Bett, die wir mit doppelten Laken bedecken, auch so stehe ich dafür, es soll ihm wohl thun, diesen stinkenden Kässicht gegen ein freundliches Zimmer zu vertauschen, dem die Sonne einen guten Morgen bietet.“ — Wilhelmine nickte mit einem Lächeln, das sie ihrer Wehmuth abzwang; sprechen konnte sie fast nicht, ihre Brust hatte keine Luft übrig. Um aber schnell das beschlossene auszuführen, mußten Leute gerufen, Laken und Reife geholt werden. Walter wollte gehen, doch Frau Susanne ließ sich das nicht nehmen. Was wußte ihr Herr davon, wo man die Laken suchen sollte, da der Schrank nicht im Jupiter stand? auch mußte ja das Zimmer zum Empfang des Kranken bereitet werden, das konnte nur sie mit eigenen Händen gehörig vollbringen. Freylich waren ihr die Füße nicht so gehorsam als die Hände, aber dießmahl warf sie ihre Jahre und Beschwerden muthig hinter sich, wandelte fort und ließ den Philosophen, bey einer düstern Lampe, mit der schönen Leidenden zurück.

Er lehnte sich mit verschränkten Armen an den Bettpfosten und betrachtete sie schweigend; ihr Blick hieng nur am Vater. Keine Neubegier regte sich in ihm, zu wissen, wer sie sey? ihm kam es vor, als kenne er sie schon lange. Als

über der Kranke in einen dumpfen Schlummer fiel, der auch Wilhelminen zu beruhigen, ihre Brust zu erleichtern schien, da stand sie behutsam auf, näherte sich dem gastfreundlichen Manne und sprach leise:

„Sie wollen uns beherbergen, ohne uns zu kennen?"

„Wozu ist das nonnöthen?" flüsterte Walen, „Sie mögen seyn wer Sie wollen, der Hülfebedürftige braucht weder Stand noch Nahmen."

„Unsere Geschichte ist kurz," seufzte Wilhelmine, „mein Vater ist Landprediger in der Schweiz unweit Zürch. Wir waren sehr glücklich, bis ein furchtbares Uebel die Gesundheit meiner Mutter zerstörte. Sie hatte eine schwindsüchtige Nachbarin Tag und Nacht gepflegt, hatte, trotz der Warnung des Arztes, den vergifteten Athem oft in sich gesogen, und als die Kranke endlich starb, trug auch meine Mutter schon den Keim des Todes in ihrer Brust. Sie kränkelte lange. Mein Vater, der sie unaussprechlich liebte, suchte Hülfe nah und fern, wandte große Kosten auf, die er mit seinen geringen Einkünften, nur durch Entbehrung jedes Lebensgenusses bestreiten konnte. Alles vergebens! — Endlich rieth man ihm

eine Reise ins Bad als die einzige letzte Hoffnung. Er verkaufte seine Bücher und Alles, was er heimlich bey Seite schaffen konnte, ohne daß die Kranke es gewahr wurde. Wir reisten, langsam, kostbar und beschwerlich, aber die Hoffnung war unser Begleiter. — Sie verließ uns nur zu bald! — Zwar, in den ersten Tagen unsers Aufenthaltes im Bade, schien der Lebensfunke meiner Mutter wieder aufzuglimmen, aber es war die letzte Anstrengung der erschöpften Natur. — Sie starb!"

Ein sanftes Schluchzen, das, um den Kranken nicht zu wecken, Wilhelmine mit Gewalt zu unterdrücken strebte, unterbrach hier die Erzählung. Wallen dachte an Luisen und war tief bewegt. Die holde Fremde, nachdem sie ihren Schmerz bekämpft, fuhr fort:

„Jetzt sind wir auf der Heimkehr begriffen, die wir zu Fuß antreten mußten, da meiner Mutter Begräbniß nur wenige Thaler uns noch übrig gelassen. Mein Vater ist alt — zwar noch rüstig und von Jugend auf an Fußreisen gewöhnt; auch zweifle ich nicht, er würde die mühselige Wanderung glücklich überstanden haben, wenn er nicht zugleich des Kummers schwere Bürde hätte tragen müssen. „Diese warf ihn nieder! ach!

ich fürchte, ſie wird ihn in's Grab drücken! — Schon geſtern wurde es ihm ſauer, ſeinen Weg fortzuſetzen, ob ich gleich allein unſer kleines Gepäck trug. Er machte ſich ſtark, er wollte es mir und ſich ſelbſt verheelen, daß ſeine letzte Kraft ſchwinde. Noch dieſen Morgen rang ſeine ſtarke Seele mit dem erſchöpften Körper. Wir gienzen — er ſchritt vor mir her, und ſang mit lauter Stimme ein Morgenlied; aber plötzlich hielt er inne, wurde bleich, ihn überfiel ein Zittern — und hätte Gottes Engel mich nicht geſtärkt, ihn faſt zu tragen, ſo hätte er auf der Landſtraße verſchmachten müſſen. Zum Glück war dieſes Dorf nicht fern. Kaum hatten wir es erreicht, als das Fieber ausbrach. Hier war ſein letztes Wort: ach! was ſoll aus Dir werden! gleich darauf phantaſirte er und kannte mich nicht mehr. „Ich Unglückliche! ſoll ich ganz verwaiſt in einer fremden Welt allein bleiben!?“

Sie weinte heftig. Wallen tröſtete ſie ſtammelnd, denn er ſelbſt war bis zu Thränen gerührt. „Blos Erſchöpfung,“ ſprach er, „hat den Greis zu Boden geworfen; Erquickung, Ruhe werden ihn wieder aufrichten. Beyde findet er in meinem Hauſe ſammt der herzlichſten Theilnahme, denn auch ich habe ein geliebtes Weib begraben!“

Jetzt leuchten Wallen's Bediente herbey, beladen mit Allem, was der Kranke brauchen und nicht brauchen konnte, denn Frau Susanne mochte in solchen Fällen lieber zu viel als zu wenig thun. Das Bett wurde verabredetermassen umhüllt, sanft aufgehoben und fortgetragen. Wallen reichte der Tochter seinen Arm, beyde folgten dicht hinter den Trägern. Wallen sah auf dem Heimwege nicht ein einzigesmahl nach den Sternen, obgleich ihr helles Flimmern ihm willkommen schien, denn er beobachtete fleißig, wie es von dem holden Antlitz seiner Gefährtin zurückstrahlte. Diese weinte heftiger als zuvor: es sey zu ihr Muthe, sagte sie, als folge sie noch einmahl der Bahre ihrer Mutter. Dabey wachte sie ängstlich über jeden Schritt der Träger, warnte vor jedem Steine.

Als man endlich nah am Schlosse die alten Linden erreichte, und in deren Schatten still, wie die umgebende Nacht, fortwandelte, da glich der Zug fürwahr einem Leichenconduct. Wilhelmine mußte, um nicht zu sinken, Wallen's Arm fester umklammern. Aber auf den Stufen des Schlosses gewann schon Alles ein freundliches Ansehn; da stand der alte Gärtner mit flackernden Kerzen, und die Treppe war hell erleuchtet; und oben öffnete sich ein hohes, luftiges Zimmer,

von Frau Susanne wohl durchräuchert, ein schwellendes Bett, von Frau Susannen wohl durchwärmt, stand zur Aufnahme des geliebten Kranken bereit. Er wurde sanft hinein gehoben, erwachte zwar bewußtlos, doch kaum genoß sein siecher Körper die lang entbehrte Bequemlichkeit, da entschlummerte er sanfter als zuvor. Frau Susanne schickte sich an, bey ihm zu wachen, aber Wilhelmine lächelte und wiegte das Haupt, als wollte sie sagen: wie kann man doch mir dieses Recht streitig machen wollen? — Ein Sofa, dicht neben dem Krankenbett, war zwey Wochen hindurch ihr vom Schlafe selten besuchtes Lager.

Wallen hatte richtig prophezeiht. Ruhe, Wein und freundliche Zusprache des biedern Wirths, anderer Arzneyen bedurfte der Greis zu seiner Erhohlung nicht. Schon in der dritten Woche konnt' er das Bett verlassen.

Eines Tages, als Wallen leise die Thür öffnete, um, nach seiner Gewohnheit, dem Kranken einen Morgenbesuch abzustatten, erblickte er Vater und Tochter auf den Knieen, betend und dem Himmel dankend, der in der höchsten Noth ihren festen Glauben an ihn belohnet. Die Betenden kehrten ihm den Rücken zu. Er zog die

Thür leise wieder an sich, um sie nicht zu stören, und gieng eine halbe Stunde im Garten auf und nieder. „Wer doch auch so beten könnte!“ dachte er bey sich selbst. „Es ist wohl eine beneidenswerthe Kraft, die Kraft des Glaubens!“

Auch Frau Susanne hatte die Fremden betend angetroffen und mit frommer Neugier belauscht. Der Vater sprach zu Gott mit solcher Inbrunst, die Tochter hörte ihm mit solcher Andacht zu, daß beyde den leisen Schritt der Wärterin nicht vernahmen. Die gute Alte, obgleich einer andern Secte zugethan, und sonst eben kein Muster der Toleranz, blieb gerührt stehen, faltete ihre Hände, betete weinend mit, und als mit erquickten Seelen die Gäste sich aufrichteten einander in die Arme sanken, da machte sie ihrem Herzen Luft. Nach einem wohlgemeinten, doch etwas breit vorgetragenen Glückwunsch, zur Genesung, rühmte sie die Frömmigkeit der lieben Gäste, sprang auf ihren Herrn über, sagte viel Gutes von ihm, wußte über nichts zu klagen als über seinen Unglauben. Diesen bejammerte und beseufzte sie mit unerschöpflicher Redseligkeit, nur dann und wann durch eingeschobene Erzählungen sich unterbrechend; wie sie ihn selbst auf ihren Armen getragen, ihn als Knabe

die schönsten Gebote gelehrt, und nun doch erleben müsse — — hier stockte sie; ein düsterer Blick, ein Schauder vermochten, was sie nicht auszusprechen wagte: daß sie ihren Herrn für ewig verdammt hielt.

Der Prediger wollte sie durch die Bemerkung trösten: daß Gott nicht den Glauben, sondern den Wandel richten werde; allein er wurde deutlich gewahr, daß durch diese Aeußerung er selbst in Frau Susannens Augen zum Ketzer herabsank. Sie schüttelte das Haupt und gieng, einen Blick auf ihn werfend, in welchem Mitleid und Abscheu kämpften.

In den nächsten Tagen hörte Wallen mit Beklemmung seiner dankbaren Gäste von baldiger Fortsetzung ihrer Reise sprechen. Er hatte in den wenigen Wochen an ihren Umgang sich gewöhnt; Wilhelminen täglich zu sehn, war ihm Bedürfniß geworden. So lange sie ihren Vater in Gefahr wähnte, alle ihre Gedanken und Empfindungen nun in ihm sich sammelten, so lange hatte sie keine Augen und karge Worte für den freundlichen Wirth. Doch als der Greis mit jedem Tage neue Kräfte gewann, that sich auch die schöne Blume wieder auf, die, während des Ungewitters, ihre Blätter zusammen geschmiegt

hatte; Wilhelmine entwickelte einen Geist, der ihres Herzens würdig war. — Nicht selten wurde Wallen von dem Gedanken beschlichen, und ergriffen: wie? wenn sie die Luisen ersetzte? Gern hieng er ihm nach, und suchte jede freundliche Seite ihm abzugewinnen.

Nur ein scheues Mißtrauen hielt ihn zurück, sich zu erklären. Luise hätte ihn geliebt wie er sie. Wilhelmine konnte ihn noch nicht lieben und würde es vielleicht nie. Wer bürgte ihm dafür, daß nicht bloße Dankbarkeit, oder wohl gar die Rücksicht auf seinen Wohlstand, die zweyte Gattin ihm zuführen werde? — darum verschloß er sein Herz mit Gewalt, so wohl es ihm auch that, daß, nach dem langen Winter, endlich einmal eine milde Frühlingswärme hinein gedrungen war. Zwar faßte er den Entschluß, seine Gäste selbst nach der Schweitz zu begleiten, allein er überredete sich, es geschehe nur, um dem kaum Genesenen, dem er Gelohülfe anzubieten sich scheute, mit geziemender Schonung einen Wagen aufzubringen.

„Ich war noch nie in der Schweitz," sagte er mit möglichster Unbefangenheit zu dem Greise, „die Schilderungen Ihrer Tochter haben die schlummernde Neubegier geweckt, die mich schon

seit

seit Jahren spornte, dieß schöne Land zu besuchen. Mich hindert hier kein Geschäft, ich begleite Sie. Mein Reisewagen ist bequem und geräumig; wir fahren mit einander, und ich entgehe dadurch der ängstlichen Sorge, daß unterwegs ein Rückfall Sie aufs neue in hülflosen Zustand versetzen könnte. Ich werde nicht eher ruhig seyn, bis ich Sie wohlbehalten vor Ihre eigne Wohnung gebracht."

Oswald, so hieß der Schweitzer, drückte ihm bewegt die Hand; und Wilhelminens dankbarer Blick und tiefer Athemzug bekannten, ihr sey eine drückende Angst vom Herzen gewälzt. Die Reise wurde angetreten; Wallen saß der schönen Wilhelmine den ganzen Tag in einem ziemlich engen Wagen gegenüber, so oft er oder sie die Augen aufschlugen, mußten ihre Blicke sich begegnen; bey dem kleinsten Stoß des Wagens berührten sich ihre Knie. Für einen jungen Mann ist solch eine Lage gefährlich, er möge übrigens Philosoph oder Sternenbeobachter seyn, so viel ihm beliebt. Wahr ists, die Hälfte der Gefahr hätte wohl können vermieden werden, es war ja noch ein leerer Platz im Wagen. Wallen durfte sich ja nur dem Alten gegenüber setzen, so würde sein aufblickendes Auge dessen frommes Antlitz getroffen haben, und jede be-

denkliche, obgleich zufällige Berührung wäre unterblieben. Aber — es hatte sich nun einmahl beym ersten Einsteigen so gemacht; vielleicht in aller Unschuld, um dem Greise mehr Bequemlichkeit zu verschaffen; und jetzt dachte niemand daran, es abzuändern. Zugleich mit dem Sturm auf Wallens Sinnlichkeit that die Liebe noch einen härtern Angriff auf sein unverwahrtes Herz. Der schöne Mund gegenüber lächelte nicht blos zum Entzücken, sondern sprach auch geistreiche Worte. Die schönen blauen Augen beschämten nicht bloß die Kornblume, an der man vorüberfuhr, sondern verriethen auch nicht selten tiefes Gefühl. Mit jedem Tage trat Luisens Bild um einige Schritte weiter in den Hintergrund, und wurde dort mit Vergißmeinnicht geschmückt, während man im Vordergrunde Wilhelminen Rosen streute. Nach drey allzukurzen Wochen erreichten sie endlich das ruhige Thal, Oswalds Wohnung. Mit sehr verschiedenen Gefühlen erblickten sie es zum Erstenmahle von einer Anhöhe.

Wallen bog sich aus dem Wagen, und überschaute mit behaglicher Neubegierde die reizende Gegend. Als er den Kopf zurückzog, wurde er gewahr, daß Vater und Tochter sich die Hand gereicht, und stille Thränen vergossen. Beyde schwiegen und theilten nur durch einen Händ-

druck ſich den erneuerten Schmerz um die Verlorne mit. Doch heftiger brach die Wehmuth aus, als ſie nun die öde Wohnung betraten, und jedes Zimmer, jeder Gegenſtand an die Lebensgefährtin erinnerte, die ſie nicht wieder mit zurück brachten. Wallen ehrte den gerechten Schmerz, indem er in dieſen erſten Augenblicken ſie von der Gegenwart des Fremdlings befreyte. Er ſtrich einige Stunden in dem ſchönen Thale umher, das von einem tiefen, in einen mahleriſchen See hinab wogenden Strome durchſchnitten wurde, deſſen Ufer Weingärten ſchmückten. Als er zurückkam, fand er den Greis, aus deſſen Antlitz eine ſanfte Heiterkeit ſtrahlte, von ſeinen herzuſtrömenden Pfarrkindern umringt. Ein jeder begrüßte den lange entbehrten Vater mit einem traulichen Handſchlag, beklagte den allgemeinen Verluſt mit rührender Herzlichkeit, erzählte, was während des Pfarrers Abweſenheit im Thale ſich zugetragen. Mit freundlicher Aufmerkſamkeit hörte Oswald einem Jeden zu, wenn gleich bisweilen die unbedeutendſten Dinge aus des Erzählers Hausweſen lang und breit ihm vorgetragen wurden.

Wilhelmine war ſehr beſchäftigt mit einem Nachbars Kinde, einem kleinen Bauermädchen, welches von ihrer Mutter erzogen worden war.

Sie wollte nun das Kind an ſich gewöhnen, die verlorne Wohlthäterin ihm erſetzen.

Mitten in dieſem frohen Gewühle hörte man eine Glocke ertönen. „Die Glocke ruft zur Betſtunde," ſagte Einer der älteſten Bauern, „kommt Kinder, heute iſt unſer Pfarrer zu ermüdet, heute müßt ihr ſchon noch einmal, ſtatt ſeiner kräftigen Worte, mich einen Pſalmen leſen hören." — „Nein," rief Oswald, „ich gehe mit Euch. Danken will ich Gott, daß er mich wieder unter meine Kinder geführt, und zugleich noch Einmal das Andenken der Entſchlafenen feyern.

Alle gingen. Wallen folgte uneingeladen. Seit vielen Jahren hatte er kein Bethaus betreten, oft geſpöttelt über Wirkungen, die ſeiner Vernunft unbegreiflich blieben. Heute ergriff ihn doch eine ſeltſame feyerliche Empfindung, als er in den einfach geſchmückten Saal trat, in deſſen Hintergrunde ein weiſſer Vorhang eine kleine Orgel barg. Wilhelmine zog den Vorhang auf, verſchwand hinter demſelben und verſchloß ihn wieder.

„Meine Tochter iſt unſer Organiſt," ſagte der Alte im Vorbeygehen zu Wallen, „Sie dürfen aber nicht zu viel erwarten, denn nur ihre

Mutter war ihre Lehrerin.“ — In diesem Augenblicke hub Wilhelmine an, wehmüthig zu phantasiren, und als nach und nach die Töne abstarben, fiel plötzlich die ganze Gemeinde mit einem Gesange ein, der die Todten glücklich pries, und den Trost der Unsterblichkeit erhob. Wallen war erschüttert, er versuchte umsonst, über sein Gefühl zu vernünfteln. Wilhelmine, die aus dem Innersten ihrer Seele mit Kraft und Festigkeit accompagnirte, zog sein Ohr und Herz hinter den weißen Vorhang. Als der Gesang verstummte, wurden ihre Töne sanfter, gehaltener — und immer sanfter — immer hinsterbender — man hörte sie vernehmlich schluchzen. Ihr Vater stand auf, um zu beten. Blaß, mit zitternder Stimme hub er an, kaum verständlich waren seine ersten, leisen Worte; Thränen hiengen an seinen grauen Wimpern, Thränen kämpften mit seiner Stimme. Aber er ermannte sich und triumphirte über seinen Schmerz. Sein Blick schweifte über die Gräber hinaus; sein Geist erhob sich zu den Hoffnungen einer bessern Welt; immer fester, immer männlicher wurde seine Stimme, immer glänzender sein Auge; und als er die letzten Worte von Klopstock entlehnte:

Auferstehn, ja auferstehn wirst du
Mein Staub nach kurzer Ruh,
Unsterblichs Leben
Wird, der dich schuf, dir geben,
Halleluja!

da stand er mit erhabenem Haupte, ein Jüngling mit grauem Haar. Sonderbar bewegt verließ Wallen das Bethhaus. Sein Herz, im Widerspruch mit seinem Kopfe, war so voll, daß er zum Erstenmahl an diesem Abend über Religion und Glauben mit dem Greise sprach, und seine Denkart, seine Zweifel unverhüllt äusserte. Nie hatte Oswald ein solches Gespräch veranlaßt, auch jetzt schien es ihm nicht erwünscht.

„Es giebt Menschen," sagte er zu dem Philosophen, „die keinen Sinn für Musik haben, die nicht begreifen können, wie Harmonie auf Seelen wirkt; dennoch wagen sie nie, solche Wirkungen wegzuleugnen, weil sie täglich an Tausenden sie wahrnehmen. Wie? wenn es mit dem Glauben eine solche Bewandtniß hätte? So wenig als ich den gering schätze, der der Töne Zauber nicht begreift, eben so wenig kann ich den verdammen, an dem der Glaube keine Kraft beweist. Nur bedauern kann ich ihn, denn er ent-

lehrt, was jedes Glück erhöht, jedes Unglück mildert.“

Wallen schwieg, wünschte sich eine ähnliche Ueberzeugung, konnte sie nicht erlangen, und tröstete sich mit dem Bewußtseyn, daß er ihm nicht entgegen strebe. Aber lebhafter fühlte er mit jedem Tage, daß eine Wohnung unter diesen guten Menschen eine Verbindung mit diesem holden Mädchen das verlorne Glück seines Lebens ihm wieder schenken werde. Nur eine Bedenklichkeit hielt ihn noch zurück. Mißtrauischer gegen sein Herz als gegen seinen Kopf, befürchtete er, blos der Reiz der Neuheit übe seine Gewalt über ihn, oder Sinnlichkeit wolle ihn umstricken. Um nun die Stärke und Dauer seiner Empfindungen zu prüfen, beschloß er das schöne Thal und das schöne Mädchen noch einmal zu verlassen, ohne die geheimen Wünsche seines Herzens zu verrathen; und wenn er in der Heymath, im Kreise gewöhnlicher Beschäftigungen, in der Nähe von Luisens Grabe, noch dasselbe empfände; wenn unbezwingliche Sehnsucht ihn zu Wilhelminen zöge, dann wollte er schriftlich um sie werben, sein Gut verkaufen seine ehrliche Susanne mit aufpacken, und für immer in dem friedlichen Thale sich niederlassen.

Mit diesem Vorsatz nahm er Abschied. Des Vaters rührender Dank, der Tochter Thränen begleiteten ihn. So schnell die Wochen verstrichen waren, in welchen er, Wilhelminen gegenüber, die Hinreise vollbrachte, so langsam krochen die wenigen Tage, deren er zur Heimkehr bedurfte. Zu Hause gieng nun Alles den alten trägen Gang. Er übersah, mit gleicher Verdrossenheit, das Stückchen Erde, das ihm zugehörte, und den ganzen Himmel, der ihm vormals auch eine Art von Eigenthum zu seyn schien. Jetzt ließ er oben den lieben Gott und unten Frau Susannen nach Gefallen walten; und wenn er auch in einer heitern Nacht hinter seinen Fernröhren saß, so trug das Auge doch die Phantasie nicht mehr in jene unermeßlichen Räume, denn die behalf sich jetzt in einem engen Schweitzer-Thale. Hundert Bücher fieng er an zu lesen, keines endigte er. Hundert Geschäfte machte er sich, bald im Felde bald im Garten, keines zog ihn an. Doch hatte er die Gewalt über sich, seinem Vorsatz getreu, den ganzen Sommer auszuhalten, um zu prüfen, ob die Zeit den Eindruck schwächen werde. Als er aber fühlte, daß der feuchte Herbst mit seinen dunkeln Abenden die Sehnsucht nur vermehre, da ergriff er an einem heitern Morgen rasch die Feder, schrieb an Vater und Tochter, trug seinen Wunsch mit

herzlichem Ernſt vor, verſiegelte die Briefe haſtig und ſchickte ſie auf die Poſt. Die zehn Tage, in welchen er auf Antwort harren mußte, zählte er ſehr bedächtig jeden Morgen beym Erwachen, jeden Abend beym Entſchlummern, und er, der einſt Cometenbahnen berechnet hatte, verechnete ſich jetzt alle Augenblicke.

Schon am zweyten Tage fand er ſich gedrungen, mit irgend einem menſchlichen Weſen von ſeinen Hoffnungen zu ſprechen, wenn das Herz ihm nicht zerſpringen ſollte. Da war nun Niemand als Frau Suſanne. Die fragte er um Rath, nachdem ſchon längſt alles beſchloſſen und eingeleitet war. Die Alte, hoch entzückt über die ungewohnte Ehre, vergalt ihm reichlich durch ein gefälliges Ohr, durch ein breites Geſchwätz, mit welchem ſie unbedingten Beyfall und hundert kleine Bemerkungen über die liebe fremde Mamſell ausſchüttete; denn ihr Scharfſinn hatte beym Aus- und Ankleiden manches beobachtet und gehört, was einem Liebhaber nicht gleichgültig ſeyn konnte. Täglich mußte ſie daſſelbe wiederholen, Wallen wurde nicht müde es zu hören, und ſo betrog er ſich um die ewigen zehn Tage.

Endlich kam die Antwort. Sie entsprach seinen heissen Wünschen, und zwey Stunden nachher saß er schon im Reisewagen. Frau Susannens Thränen, Segen und Gebet begleiteten ihn. Daß er Tag und Nacht den lieben Bergen zueilte, daß kein böser Herbstweg, kein angeschwollener Strom ihn aufhielt, begreift Jeder, der Einmal in seinem Leben zu der fernen Geliebten flog. Schon am Morgen des vierten Tages hoffte er das stille Thal zu erreichen, aber ein unaufhörlicher Regen hatte die Wege so verwüstet, daß ihm nur mit Mühe, durch Geld, Bitten und Fluchen gelang, ziemlich spät am Abend bis zu dem Ufer des wohlbekannten Sees vorzudringen.

Nun glaubte er überwunden zu haben, denn im Sande war die Fahrt sicher, am jenseitigen Ufer lag Oswalds Kirche, und etwa tausend Schritt von dieser Kirche dessen friedliche Wohnung. Wallen hatte, trotz des Regens, sein Verdeck zurück geschlagen, und suchte die letzte Geduld, die das langsame Umkreisen des Sees nothwendig machte, durch starre Blicke nach der Gegend zu fesseln, wo er nun bald der liebevollsten Bewillkommung sich zu erfreuen hatte. Ein Licht schimmerte ihm von dort herüber, ein heller Schein, der sich sogar etwas zu nähern schien,

einen langen, zitternden Strahl auf den See warf, bald auf wenig Augenblicke hinter Bäumen verschwand, bald wieder glänzender hervorstrahlte. Als der Reisende sich näherte, unterschied er mehrere Fackeln, die im dichten Nebel sich hin und her bewegten, doch keinen Träger konnt' er noch erkennen. Die müden Pferde zogen Schnecken gleich durch den tiefen Sand. Er sprang aus dem Wagen, eilte den Fackeln entgegen, und als mit jedem Schritte, jedem Sprunge die durch sie erleuchteten Gegenstände deutlicher wurden, erkannte er bebend einen Leichenzug, der langsam feyerlich der Kirche zustrebte. Wilhelminens Vater war sein erster Gedanke. In wenigen Augenblicken hatte er die letzten schwarzen Männer erreicht.

„Wen begrabt Ihr?" fragte er einen Fackelträger mit heiserer, kaum vernehmlicher Stimme.

Wilhelmine Oswald, war die Antwort. — „Du lügst!" heulte Wallen, indem er sich, um nicht zu sinken, mit beyden Händen an den Schwarzmantel klammerte. Ach! es war nur allzuwahr! — vor wenigen Tagen, spielte das kleine Bauermädchen, Wilhelminens Zögling in des Pfarrers Weingarten am Strome,

während die holde Pflegmutter den Winzern eine Erquickung brachte. Auf einem schlüpfrigen Steine glitt das Kind aus und fiel hinab. Wilhelmine hörte sein Geschrey, stürzte hinzu, sah es mit den Wellen kämpfen, warf sich ihm nach, wurde vom Strom ergriffen. — Die Winzer eilten herbey, sprangen in einen Nachen, zogen beyde leblos an's Ufer. Nach langen, vergeblichen Bemühungen, den erstickten Lebensfunken wieder anzufachen, athmete endlich das Kind aufs neue, aber Wilhelminens Geist war schon bey ihrer Mutter.

Diese Erzählung vernahm der unglückliche Wallen von dem Fackelträger, indem er, an ihn sich haltend, kaum seiner Sinne mächtig, hinter dem Sarge der Braut her wankte. „Und ihr Vater?“ stammelte er. — Der, hieß es, trägt sein Leiden mit frommen Heldenmuth. Schon ist er in der Kirche, um die Leiche zu empfangen, und die letzte Pflicht der Liebe mit seiner Amtspflicht zu verbinden.

Der Zug war jetzt an der Pforte des Kirchhofes angelangt, wallte über die Gräber in den düstern Tempel, von dessen Gewölbe nun der Fackelschein wiederstrahlte. Unfern vom Altare saß der Greis und betete. Als der Sarg in den

Mitte der Kirche niedergesetzt worden, entstand eine schauerliche Stille, nur hie und da in einem Winkel von leisem Schluchzen unterbrochen. Wallen stand mit brennendem Haupte, eiskalten Gliedern, trocknen Augen, und starrte bald nach dem Sarge, bald nach dem Vater hin.

Jetzt erhub sich der Greis. An einem Stabe, dessen er heute zum Erstenmahl bedurfte, wankte er zum Altare; doch so bald er diesen erreicht, lehnte er den Stab von sich, stand fest mit aufgehobnen Händen und begann: „Allmächtiger! wir danken dir, daß du, im Uebermaaß irdischer Leiden, uns deinen Glaubenstrost gewährst! — Ja in dieser fürchterlichen Stunde, in der ich alter Mann die einzige Tochter beweine, sendest du deine Himmelstochter, den Glauben, mir herab. Den Stab, der mich bisher geleitet, hab' ich muthig von mir geworfen, und stehe nun hier, gelehnt auf den Stab des Glaubens. — Wir sind unsterblich!" — Er schwieg eine Weile. Große Tropfen rollten über seine bleichen Wangen. „Dieser Thränen," fuhr er fort, „darf die menschliche Schwachheit sich nicht schämen. Sie fließen einem einzigen, geliebten, liebenswerthen Kinde, der letzten Freude und Hoffnung meines Alters! Doch Gott hat alles wohl gemacht! sie starb im edelsten Beruf, sie starb,

ein Engel, und lebt jetzt ewig unter Engeln! — Ja, sie lebt!" rief er plötzlich mit starker Stimme, daß die hohen Gewölbe den Ton hundertfach wieder gaben, und Wallens Brust mächtig erschüttert wurde; „sie lebt! ich werde sie wieder sehn! bald! — bald! — — Wir alle gehören nicht zu den Unglücklichen, deren kalte Vernunft die Herzen verschließt; wir glauben an einen Gott! wir glauben an Unsterblichkeit! — und so segne ich diese theuren Ueberreste — so segne ich Euch, meine theuren Kinder — und gelobe an dieser heiligen Stätte, meine Pflichten nach wie vor treulich zu erfüllen, bis Gott mich ruft!" — Jetzt wandte sich der Greis, griff beherzt nach seinem Stabe, folgte dem Sarge bis zur Gruft, sah ihn hinab senken, warf die erste Schaufel Erde darauf, und wurde dann in seinen Wagen gehoben, der ihn zurück in die öde Wohnung brachte.

Wallen folgte diesem Wagen, ohne selbst zu wissen, was er that. Kaum war der Pfarrer ausgestiegen, als Wallen, stumm und bleich wie ein Geist, zu ihm trat. Der plötzliche Anblick des erwarteten Sohnes erschütterte den Alten heftig, mit lautem Schluchzen sank er in seine Arme. Aber Wallens Auge blieb trocken.

Der Greis, der Alles verlohren hatte, fand noch Kraft in sich, den Jüngling zu trösten. Jeden Morgen erneuerte er den Versuch, den Glauben an das Heiligste in Wallens lechzende Brust zu pflanzen. Vergebens! — Der Unglückliche schämte sich seines Herzens, wenn es bisweilen überwältigt wurde; grollte dann gleichsam mit dem ehrwürdigen Manne, und erlaubte sich kalte, bittere Spöttereyen über dessen erhabenste Gefühle. Oswald schwieg seufzend. Nur Einmahl sagte er mit sanftem Ernst: „Ihre Philosophie kann mir mein Erdenglück nicht wiedergeben; warum will sie denn meine Hoffnungen mir rauben? Trost schenkt mir mein Glaube; Ihre Vernunft stürzt mich in Verzweiflung!“. — Das Wort traf den Elenden. Es war, als habe die Verzweiflung in seinem erstarrten Busen geschlummert, und sey durch den Ausruf ihres Nahmens plötzlich erweckt worden. Louisens Verlust hatte ihn tief gebeugt, Wilhelminens Tod zermalmte ihn. Ein besseres Glück verliert man leichter als ein gehofftes.

Seit jenem Tage wurde sein Betragen unheimlich. Er nahm fast keine Nahrung mehr zu sich; trank nur Wein, bisweilen viel; sprach mit Niemand; wich dem Alten aus; schlief am Tage; schweifte in der Nacht durch das Thal. Sein

liebſter Ruheplatz war die Stelle am Ufer des Stromes, wo Wilhelmine ſich in die Wellen ſtürzte. Da ſuchte man ihn, ſo oft er lange vermißt wurde — da fand man ihn gewöhnlich — eines Morgens nur noch ſeinen Hut und ſeine Schreibtafel — den Leichnam warf der Strom nahe am Kirchhof aus, wo er ſtill neben Wilhelminen begraben wurde. In der Schreibtafel fand der Greis die an ihn gerichteten letzten Worte:

„Ich habe mit Ernſt gekämpft, um Ihren Glauben zu erringen — es iſt mir unmöglich — Gott hat mir dieſen Sinn verſagt — darum wird und muß er mir verzeihen. Sie, mein Vater, werden mich bedauern, und vielleicht verdammen.“

„Das ſey ferne!“ ſchluchzte der Greis. Mir ſteht' es nicht zu, ergrübeln zu wollen, warum der Schöpfer dieſem Unglücklichen ſeine koſtbarſte Himmelsgabe verſagte? nur danken kann ich ihm, daß er ſie mir gewährte!“ — So lebte er noch Jahre lang durch die Kraft des Glaubens, ein Vater aller Thalbewohner, ein zärtlicher Vater des aufblühenden Mädchens, deſſen Leben

Wil-

Wilhelmine mit dem ihrigen erkauft hatte. Sie war es, die ihm die Augen zudrückte.

Ueber gedruckte Lügen, Galilei betreffend.

Eine historische Unwahrheit — sagt Malet du Pan — die einmahl zwanzig Jahre lang im Umlauf gewesen, kann oft nachher in Jahrhunderten nicht wieder ausgerottet werden. Betrifft sie mächtige, glückliche Fürsten, so dienen leider die Geschichtschreiber selbst ihr zu Zeugen gegen die Wahrheit, wie schon Horaz Walpole in Ansehung Richard des Dritten bemerkt hat, und wie wir bis auf den heutigen Tag täglich bemerken können. Betrifft sie Lehren, Meynungen, Partheyen und dergleichen, bey welchen es darauf ankam, sie geltend zu machen, so steht der Irrthum noch Jahrhunderte später unerschüttert, denn er lehnt sich auf Leichtgläubigkeit und Enthusiasmus.

Beyde haben nur allzusehr ihren Einfluß in die Urtheile über die römische Inquisition behauptet. Wenn die römische Inquisition von einer der schwersten, ihr aufgebürdeten Versündigungen an der gesunden Philosophie, nehmlich von dem, über Gallilei verhängten Urtheil, auch nicht losgesprochen werden kann, so ist sie wenigstens zu entschuldigen. Dürfte man den pathetischen Erzählungen und Ausrufungen trauen, die in hundert gedruckten Werken bis zum Ekel wiederholt worden sind, so wäre jener berühmte Philosoph ein Opfer der Barbarey seines Jahrhunderts geworden; Grausamkeit hätte sich mit Ignoranz verbunden, um die Physik in der Wiege zu ersticken, und die Herren Inquisitoren hätten alles mögliche gethan, um eine Grundwahrheit der Astronomie, sammt ihrem Vertheidiger, auf ewig in einen Kerker zu begraben. Das ist und bleibt aber, trotz aller Declamation, nur ein Roman. Gallilei wurde nicht als guter Astronom, sondern als schlechter Theolog verfolgt. Immerhin hätte er die Erde mögen wandeln und sich drehen lassen, nur mit Auslegung der Bibel mußte er sich nicht abgeben. Feinde machte er sich freylich, wie alle große Genies, durch seine Entdeckungen, das strenge Richten hatte er blos seiner theologischen Streitsucht, Kummer blos seiner muthwilligen Rechthaberey zu verdanken.

Diese Wahrheit mag paradox scheinen, aber sie gründet sich auf Galilei's eigenes Geständniß; auf seine handschriftlichen Briefe; auf die Berichte der Gesandten des Großherzogs zu Rom, Guicciardini und Marquis Nicolini, beyde, so wie das Haus Medicis, Beschützer, Schüler, und warme Freunde des herrschsüchtigen Philosophen. Was die sogenannte Barbarey jener Zeiten anlangt, so lebten darin Tasso, Ariost, Machiavel, Bembo, Torricelli, Fra Paolo und andere mehr.

Um der Damen Willen — die ich mir gern unter meinen Lesern denke, und die vielleicht von Galilei wenig haben reden hören — will ich eine Skizze seines Lebens vorausſenden. Galilei wurde 1564 zu Pisa oder Florenz gebohren; ein Kind der Liebe, wie Einige wollen, oder in rechtmäßiger Ehe erzeugt, wie Andere versichern; gleich viel. Sein Vater war ein florentinischer Edelmann, der ein geachtetes Werk über die Musik hinterlassen. Ueber die Erziehung des jungen Galilei sind die Meinungen eben so getheilt als über seine Geburt. Der Eine (Moreri) behauptet, sein Vater habe ihn mit der größten Sorgfalt erziehen lassen; der Andere (Bayle's Fortsetzer Chaufferie) will, er sey vernachlässigt wor-

den, und habe Alles seinem eigenen Genie und Fleiß zu verdanken. Er legte sich mit großem Eifer auf die Mathematik, wurde Professor zu Padua, dann von Cosmus dem Zweyten, Großherzog von Toscana, nach Pisa, und endlich, als dessen erster Philosoph und Mathematicus nach Florenz selbst berufen. — Als er noch in Venedig war, erfuhr er, daß ein Holländer (Jakob Metius), ein Glas erfunden habe, welches entfernte Gegenstände dem Auge nähere. Ohne dieses Glas jemals gesehen zu haben, brachte Galilei durch eigenes Nachdenken heraus, wie es beschaffen seyn müsse, und wurde dadurch der Erfinder des Teleskops, womit er die wichtigsten Entdeckungen machte. Er sah zuerst Berge und Höhlen im Monde; bemerkte dessen Schwankea; das Ab- und Zunehmen der Venus; ihre und des Mars veränderliche Größe; die Sonnenflecken und deren Beweglichkeit; die vier Jupiterstrabanten (die er mediceische Gestirne nannte); er ahndete, daß deren öftere Verfinsterungen weit leichter zur Entdeckung der Länge führen könnten, als die seltenen Verfinsterungen des Mondes; er sah zuerst in der Milchstraße und den Nebelflecken neue Sternenwelten. Alle diese Beobachtungen machte er schnell in wenigen Jahren, und Jedermann wurde von Bewunderung für den

Mann durchdrungen, der den Vorhang gleichsam vor Gottes Schöpfung wegzog.

Damals hatte Copernicus sein neues System, von der Bewegung der Erde, mit deutscher Gründlichkeit und deutschem kaltem Blut erwiesen, sich aber weislich gehütet, jemals der Bibel zu erwähnen, um den Helden Josua nicht Lügen zu strafen. Mit heissem italienischen Blute umfaßte Galilei dieß System, begnügte sich aber keineswegs, als eine Wahrheit der Physik es vom Katheder zu lehren, sondern vermengte es alsobald mit theologischen Spitzfindigkeiten (dem Geiste seiner Zeit gemäß) und ließ die Physik gegen die Bibel zu Felde ziehen. Jacobiner — Inquisitoren und fleißigere Beobachter ihres Vortheils als des Laufes der Gestirne — wurden stutzig über die neue Lehre, sahen den Philosophen scheel an, blieben aber doch weit entfernt, ihm seine Kühnheit als Verbrechen anzurechnen. Schon das ist zu verwundern, denn der Augenblick war ihnen günstig. Paul der Fünfte trug die dreyfache Krone, die nach Guichardins Bericht, „die Wissenschaften, die schönen Geister und alle Neuerungen haßte; vor dem die Gelehrten ihre Kenntniße verbargen, um sich keine schlimmen Händel zuzuziehen.

Diese Lage der Dinge nicht achtend, und auf seinen Ruhm trotzend, ging Galilei 1611 nach Rom, wo er seine Entdeckungen ungehindert öffentlich erwies; den meisten Cardinälen, Prälaten und vornehmen Römern die Sonnenflecken zeigte; mit Ehre und Beyfall, Festen und Gastmählern überhäuft wurde, und von wo er drey Monat nachher ungehindert wieder abreiste. Niemand hatte auch nur daran gedacht, ihn der Ketzerey zu beschuldigen: Alle, die den römischen Purpur trugen, gehörten zu seinen Bewunderern. Selbst Viviani, sein Schüler und Biograph, oder vielmehr sein Lobredner, spricht von dieser rühmlichen Aufnahme, dieser allgemeinen Bewunderung. Wodurch wurde denn nun aber die Ruhe des Philosophen gestört? — durch Cabale und durch seinen eigenen sprudelnden Uebermuth. Ein Jakobiner in Florenz hatte gegen die Bewegung der Erde geschrieben und disputirt. Wer nicht beweisen kann, der schimpft, und verleumdet, das ist bekannt. Man suchte Galilei dem Pabste, den Cardinälen und dem Großherzog verhaßt zu machen. Cosmus der Zweyte kehrte sich an nichts, und als sein berühmter Schützling 1615 nach Rom citirt wurde, um sich vor dem Inquisitionsgericht zu stellen, ließ er unter seinem Schutz ihn dahin reisen und in seinem eignen Pallaste trinita del monte ihm eine Wohnung geben.

Die Vorurtheile, die man zu Rom gegen ihn eingesogen, mußten die Gemüther wohl noch nicht erbittert haben, denn kaum erschien er selbst, als Alles vergessen war, und er von allen Seiten, wie vormals, Beweise der Hochachtung und Freundschaft empfieng. Seine beschämten Feinde schwiegen, und die Jesuiten fiengen an ihn zu liebkosen.

Triumphirend hätte er nach Florenz zurückkehren, mit philosophischer Freyheit sein System entwickeln, auf die Grundpfeiler der Physik und Mathematik es stützen mögen, nur Einmischung der Theologie vermeiden sollen; diesen klugen Rath gaben ihm der Cardinal del Monte und mehrere Glieder des Inquisitionsgerichts; aber hitzig und eitel bestand er darauf, dieß Gericht solle durchaus, über verschiedene Stellen der Bibel, so denken wie Er.

Guichardin meldete in seinen Depeschen: „Er foderte ausdrücklich, der Pabst und das Inquisitionsgericht sollen förmlich erklären, das System des Copernicus sey auf die Bibel gegründet; er belagerte das päbstliche Vorgemach und die Palläste der Cardinäle; er streute Schriften über Schriften aus; er hörte seine Freunde nicht. Nachdem er mehrere Cardinäle lange verfolgt

und ermüdet hatte, so klammerte er sich endlich an den Cardinal Orsini, der wiederum dem Pabst so lange und heftig zusetzte, Galileis Begehren zu erfüllen, bis der heilige Vater das Gespräch kurz abbrach, und mit dem Cardinal Bellarein überein kam, Galilei's Behauptungen in einer Versammlung (Congregation) am 24ten März zu untersuchen. — Galilei betreibt diese Sache mit der äußersten Heftigkeit, und besitzt weder Kraft noch Weisheit, sie durchzusetzen. Er kann uns Alle noch in große Verlegenheit stürzen, und ich sehe durchaus nicht ein, was er, durch einen längern Aufenthalt allhier, gewinnen könnte."

So urtheilte sein Freund und Schüler. Der Toscanische Hof wünschte damahls für zwey seiner Prinzen Cardinalshüte zu erhalten, und da er mit Recht befürchtete, diese theologischen Balgereyen mögten seinen Absichten hinderlich werden, so rief er den unbescheidnen Philosophen zurück. Galilei verließ Rom wider Willen im Juny 1616.

Und was beschloß die verabredete Congregation? That sie dem Philosophen etwa wehe? nicht im geringsten. Er selbst schrieb an den Staatssecretair des Großherzogs: „die Jacobiner mögen schreiben und predigen so viel sie wollen, daß das System des Copernikus ketzerisch sey; das

theil der Kirche hat ihren Hoffnungen nicht entsprochen. Die Congregation hat sich begnügt zu entscheiden, daß die Bewegung der Erde mit der Bibel nicht übereinstimme. Nur die Werke sind verboten, „welche diese Uebereinstimmung behaupten" — (also nicht die, welche die Bewegung der Erde lehrten) — „das Verbot trifft blos die florentinische Schrift eines gewissen Carmeliters, die voriges Jahr gedruckt worden. „Ich für meine Person bin bey dem Urtheil weiter nicht interessirt."

Vor seiner Abreise ließ ihn Bellarmin noch einmal zu sich rufen, und hatte eine lange freundschaftliche Unterredung mit ihm. Es wurde ihm zwar untersagt, und solches auch in den Protocollen des Inquisitionsgerichts verschrieben, daß er von Uebereinstimmung der Bibel mit dem copernicanischen System nicht mehr sprechen solle, übrigens aber wurden alle mögliche astronomische Hypothesen ihm frey gestellt. Funfzehn Jahre lang gehorchte Galilei, und funfzehn Jahre lang schwiegen alle seine Feinde. Paul V. war gestorben; auch Gregor XV., dessen Nachfolger. Jetzt saß ein edler Florentiner, Urban VIII., vormals Cardinal Barberini, auf dem päpstlichen Stuhle. Er liebte die schönen Wissenschaften und die Jesuiten, machte selbst Verse und verbesserte Hymnen. Auch Cosmus

II. war todt, Maria von Oesterreich, dessen Witwe, beherrschte Toscana während der Minderjährigkeit Ferdinand des Zweyten. Diese sanfte, schwache, sehr fromme Fürstin hatte einen Sohn, welcher Cardinal war, und einen Andern, der es werden sollte; den letztern wünschte sie sogar mit der dreyfachen Krone geschmückt zu sehen. Das war also der Augenblick, wo die Philosophie mit der Inquisition hätte anbinden sollen. Unglücklicherweise hatten die drey Cometen, welche 1618 erschienen, Galilei's Eifer neu angefacht. Ein Jesuit zu Rom, Grossi, und ein Schüler Galilei's, Guiducci, geriethen über die Cometen in einen ungleichen Kampf; der letztere wurde freylich von unwiderlegbaren Gründen, der erstere hingegen von seinem Orden und dem allmächtigen Bellarein unterstützt. Galilei kehrte sich weder an diese bedenkliche Lage der Dinge, noch an das noch immer bestehende Verbot; er schrieb gegen den Jesuiten, dedicirte sogar seine Schrift dem Papste, und ließ bald darauf seine berühmten Dialogen von den Weltsystemen drucken, für die er sogar die Censur von einem Prälaten und Präfecten des heiligen Pallastes zu erhalten wußte.

Die Dialogen kamen ungehindert in Umlauf, wurden in alle Sprachen übersetzt. Dieser glänzende Erfolg berauschte den Philosophen gänzlich.

Der theologische Wettkampf lag ihm eben so sehr am Herzen, als das copernicanische System. Rom wurde mit Streitschriften überschwemmt. Was Wunder, daß seine Feinde erwachten? wer mag leugnen, daß er diese Gelegenheit selbst muthwillig herbey führte? es war hier nicht von Vertheidigung der Wahrheit, sondern bloß von theologischen Philosophen unwürdigen Spitzfindigkeiten die Rede. Ueber diese allein ereiferte sich Galilei dermassen, daß er ohne Bedenken den Schutz des Großherzogs, die Freundschaft der Cardinäle und das wahre Interesse der Wissenschaften compromittirte.

Um Urban VIII. gänzlich gegen ihn aufzubringen, wendete man ein eigenes Mittel an. Bekanntlich schätzte dieser Pabst ein artiges Sonet höher als alle astronomischen Systeme; man lachelte seine Eitelkeit und Eifersucht, indem man ihm ins Ohr raunte, Galilei sey sein Nebenbuhler in der Versemacherey, und habe ihn unter dem Nahmen Simplicio lächerlich zu machen versucht. Dennoch theilte der Pabst insgeheim dem Philosophen selbst die Anklagen seiner Feinde mit, und statt dieselben geradezu dem Inquisitionsgericht zu übergeben, begnügte er sich, eine besondere Congregation zu deren Beprüfung zu ernennen. Allerdings waren die Gemüther vor ihm

eingenommen, aber nicht durch Fanatismus, oder Dummheit, wie so mancher declamatorische Schriftsteller wiederholt hat; nein, Rechthaberey entzündete den Streit, und wenn diese häßliche Eigenschaft an Galilei zu entschuldigen war, warum denn nicht auch am Pabste, an Bellarein, an der Inquisition und am ganzen römischen Hofe, den er gleichsam herausgefodert hatte?

Der Marquis Nicolini, Nachfolger Guichardins, schrieb an seinen Hof: „die Sache muß kalt und sanft behandelt werden; wenn Galilei hitzig wird, so ist Alles verloren. Man muß hier weder disputiren, noch drohen, noch trotzen.“

Der Philosoph wurde citirt. Der Toscanische Hof suchte durch allerley Vorwände, Unterhandlungen, Entschuldigungen dessen Abreise zu verzögern, aber endlich mußte er doch erscheinen. Im Februar 1633 kam er nach Rom. — Wie wurde er dort behandelt? — mit ganz ungewöhnlicher Achtung, mit ganz besonderer Aufmerksamkeit, mit einer Schonung, welche die allgemeine Ehrfurcht vor seinem Genie bezeugte. Man wies ihm seinen Aufenthalt nicht im Inquisitionshause an, er wohnte bey dem Tosca-

nischen Gesandten. Zu diesem sagte der Pabst ausdrücklich: „Ich räume Galilei einen großen Vorzug ein, denn sogar der Sohn des Herzogs von Mantua ist nicht allein in einer verschlossenen Sänfte bis nach Rom gebracht, sondern auch bis zu Beendigung seiner Sache in der Engelsburg eingesperrt worden:"

Als einen Monat nachher, auf Anrathen des Großherzogs, der Gefangene sich dennoch in das Inquisitionshaus begab, wich man daselbst, ihm zu Gunsten, von der gewöhnlichen Regel ab, behandelte ihn weit gelinder, als Bischöfe, Prälaten und andere vornehme Personen, die in gleichem Falle gewesen waren. Er hatte kein anderes Gefängniß, als die eigene Wohnung des Fiscals, er durfte spazieren gehen, seinen Bedienten behalten, ihn ausschicken; auch den Marquis Nicolini und alle zur Gesandtschaft gehörige Personen bey sich empfangen. Nach 18 Tagen schickte man ihn sogar in den Gesandtschaftspallast zurück, obgleich sein Verhör noch nicht geendigt war. Der Präsident der Commission und der Cardinal Barberini nahmen diese Befreyung auf sich, ohne einmahl die Congregation darum zu befragen. Er durfte in den Gärten um Rom spazieren gehen, nur durfte er auf den Straßen nicht anders als in einem halb

verschlossenen Magen erscheinen. Sind das die finstern Kerker, von denen man fabelt?

Jedermann weiß, daß er völlige Freyheit hatte sich zu vertheidigen, und daß er es wirklich that. Aber diese Vertheidigung, die Einer seiner handschriftlichen Briefe aufbewahrt, ist ein bloßer Galimathias. Er beweist darin den Inquisitoren keineswegs die Bewegung der Erde, sondern scharmützelt mit ihnen über Hiob und Josua; und wenn man sie liest, bleibt man zweifelhaft, über wen man am mitleidigsten lächeln soll, über die Fragenden? oder über den Antwortenden? — Das Urtheil wurde endlich gesprochen. Man foderte bekanntlich Widerruf; man wies ihm den Gesandtschaftspallast zum Gefängniß an; aber das letztere nur zum Schein, und um durch ein Beyspiel andere abzuschrecken; denn zwölf Tage nachher durfte Galilei in sein Vaterland zurückkehren, und er hatte, während der ganzen Verhandlung, so wenig gelitten, daß er, trotz seiner 75 Jahre von Rom bis Viterbo zu Fuße gieng.

Zum Beweis, daß alle seine, in hundert Büchern herzrührend ausgemahlten Leiden, nichts als leere Declamationen sind, lese man seinen

eigenen Brief an den Pater Receneri, seinen Schüler.

„Der Pabst," schrieb er 1633, „hat mich seiner Achtung gewürdigt, ob ich gleich weder Epigramme noch verliebte Sonnette zu machen verstehe. Mein Gefängniß war der herrliche Pallast von trinita del monte. Von dem Inquisitionsgerichte wurde ich sehr höflich um meine Gründe befragt. (Hier führt er sie alle an.) Man zuckte die Achseln, die gewöhnliche Zuflucht befangener Gemüther. Ich mußte, als ein guter Catholik meine Meinung widerrufen, und nach einem fünfmonathlichen Aufenthalt zu Rom hat man mich entlassen. Da in Florenz die Pest ausgebrochen ist, so hat man mir den Pallast meines besten Freundes, Monsignor Piccolomini, Erzbischofs in Siena, zur Wohnung angewiesen. Dort habe ich einer so ungetrübten Ruhe genossen, daß ich einen großen Theil meiner Sätze, über den Widerstand der Flüssigkeiten, erwiesen habe. Jetzt bin ich auf meinem Landgute, wo ich, in der Nähe meines geliebten Vaterlandes, eine reine Luft einsauge."

Ist das der Ton eines gemißhandelten, an Seele und Leib tief gebeugten Mannes? — ist das die Geschichte eines Märtyrers der Wahr-

heit. — Dünkel und Eigensinn brachten mit Recht seine Zeitgenossen gegen ihn auf. Wir selbst haben vor wenigen Jahren ein solches Beyspiel erlebt. Ein bekannter Philosoph — dem Galilei ähnlich durch seinen Charakter, aber nicht gleich verdienstvoll durch große, nützliche Entdeckungen — wurde des Atheismus beschuldigt, benahm sich ungefähr wie Galilei, schrieb einen unartigen, trotzigen Brief an den Minister seines Hofes, und wurde von einem sehr aufgeklärten Fürsten verkannt, gewiß nicht um des Atheismus willen.

Uebrigens soll Galilei — wem etwa an seinem Bildniß gelegen — klein von Person, doch von starkem Körperbau und ehrwürdigem Antlitz gewesen seyn. Aufgeweckt war er im Umgang, liebte Baukunst und Mahlerey, zeichnete selbst sehr gut, spielte vortreflich die Laute, und — wenn er auf dem Lande war — beschäftigte er sich sehr gern mit dem Ackerbau. Er wurde 78 Jahr alt.

Der bestrafte Muthwille.

Auf einer berühmten Universität pflegte man, (wie auf vielen andern) die aus der umliegenden Gegend gebürtigen Studenten geringer zu schätzen, als die aus fernen Ländern kamen. Der Ursachen dazu gab es mancherley, nur keine gute. Die Fremdlinge verzehrten mehr, machten mehr Lärm und Schulden; duellirten und verliebten sich häufiger, und liefen endlich gar oft davon, ohne die Philister zu bezahlen. Die Einheimischen hingegen mußten, um Beschränktheit ihrer Glücksumstände, oder künftiger Versorgung willen, sich ruhig verhalten, sittsam aufführen, etwas gründliches lernen, und die Philister bezahlen. Gleichwie also das Auge an einem Füllen in der Freyheit, das brav hinten ausschlägt, sich mehr ergötzt, als an einem andern, das schon früh den Kapzaum tragen muß, so ergötzten sich auch die Herzen der Professoren und Schönen auf besagter Universität weit mehr an den hohen

Fremdlingen als an den sogenannten Kümmeltürken.

Ein solcher war es — der Sohn eines braven Beamten Nahmens W* — der eines Tages auf einem abgelegenen Spaziergang, unter einem Baume sitzend, im Singen sich übte. Er hatte Liebhaberey für diese schöne Kunst; es blieb ihm wenig Zeit, und noch weniger Geld übrig, sie zu erlernen; allein er wandte jede Erhohlungsstunde und jeden ersparten Groschen daran. Jetzt eben sang er, mit halb lauter Stimme, eine Arie aus einer mozartschen Oper. Siehe da schlenderten des Weges — halb trunken von einem Dorfe zurückkehrend — zwey junge Herrlein aus fremden Landen, mit Mutterpfennigen und Uebermuth reichlich begabt. Sie trugen gewaltige Knotenstöcke und wankten Arm in Arm. Kaum vernahm der Eine den Sänger, und gewahrte, dass die Stimme aus dem Halse eines Kümmeltürken kam, als er seinem Gefährten lachend zubrüllte: „Herr Bruder, da will ich mir einen köstlichen Spas machen.“ — Beyde näherten sich dem jungen W*, welcher bescheiden schwieg, so bald er sie von ferne erblickte. — „Warum verstummen Sie plötzlich?“ rief Baron S*, „der Zauber Ihrer Stimme hat uns herbey gelockt, wir bitten fortzufahren.“ — W* erklärt, er sey

nur ein Anfänger, und habe nicht den Muth vor Fremden zu ſingen. Jener wiederhohlt ſeine ſpöttiſche Bitte, dieſer ſeine ernſte Weigerung. Da hebt der junge Baron den Knotenſtock, und betheuert, daß, wenn er nicht augenblicklich ſinge, man den Takt auf ſeinem Rücken ſchlagen werde. — Was ſollt' er thun? — er willfahrte dem Uebermüthigen ſo gut es gehen wollte. Doch mit Einer Arie kam er nicht los; ſo oft er endigte, ſchwang Herr v. S* den Knotenſtock, commandirte eine andere, oder da Capo, und trieb ſein muthwilliges Spiel ſo lange, bis der arme Jüngling athemlos vor ihm ſtand. Nun machte er ihm, mit wieherndem Gelächter, eine Menge Complimente über ſeine ſchöne Stimme, bedankte ſich für ſeine Gefälligkeit, gieng davon und erzählte den witzigen Streich auf allen Straßen. Sehr zufrieden mit ſich ſelbſt, taumelte er Abends auf ein Gartenhaus, welches er in der Vorſtadt gemiethet, und ſank ins Bett, um den Räuſch auszuſchlafen.

Noch war die Sonne kaum aufgegangen, noch dehnte ſich der Baron auf weichem Lager, als ein Geräuſch in ſeinem Zimmer ihn weckte. Er ſchlug die Augen auf, und erſtaunte nicht wenig, als er den jungen W* mit einem Degen unter dem Arm und funkelnden Blicken vor ſich

stehen sah. „Mein Herr,“ ließ W* sich vernehmen, „Sie haben gestern ein unwürdiges Spiel mit mir getrieben, weil Sie der Stärkere waren; ich fordere Genugthuung gleich auf der Stelle.“ — Nach Belieben, erwiederte der Baron, dem es am Herz nicht fehlte.

Er sprang aus dem Bette, und wollte sich schnell ankleiden. „Darauf kann ich nicht warten,“ sagte W*.

„Meinethalben auch im Hemde,“ versetzte Jener, und wollte seinen Degen aus einem Winkel holen. Aber W* vertrat ihm den Weg. „Mein Herr Baron, so haben wir nicht gewettet,“ sagte er mit kaltem Ernst, indem er eine Pistole aus der Tasche zog: „ich habe gestern Ihnen zu Gefallen singen müssen; ich halte Sie für einen guten Tänzer, und ersuche Sie, jetzt mir zu Gefallen ein wenig zu tanzen.“

S* sprudelte vor Verdruß und weigerte sich schlechterdings zu gehorchen. Da rief ihm W* mit fester Stimme zu: „Herr, Sie tanzen, oder ich jage Ihnen die Kugel durch den Kopf. Alle meine Anstalten sind getroffen.“

Seine Stimme, Blicke und ganze Haltung bewiesen, daß er nicht scherzte. Was blieb dem Herrn Baron übrig? — stammelnd fragte er: was soll ich tanzen?" — „Eine Menuet à la Reine," forderte W*.

Sein Gegner tanzte im blanken Hemde recht niedlich. Bravo! rief W*, jetzt bitte ich mir einen Schottischen aus. — Alsobald hüpfte der Tänzer. — „Jetzt nur noch einen Walzer." — Auch dieser wurde gewalzt.

„Nun mags genug seyn," erklärte W* indem er die Pistole wegwarf und den Degen zog; „nun sind wir einander wieder gleich. Belieben Sie jetzt Ihren Degen zu holen."

„Nein," sagte der junge beschämte Baron, in dem ein besseres Gefühl sich regte, „nein, Sie sind ein braver Bursche, ich bitt' um Ihre Freundschaft." — Die Versöhnung kam leicht zu Stande, und wurde Abends bey einer Bowle Punsch besiegelt.

Livius und Sallust.

Unter allen Geschichtschreibern des Alterthums ist keiner höher geehrt worden, als Titus Livius. In einem Briefe des Plinius wird erzählt, daß ein Einwohner von Cadix, nachdem er des Livius Schriften gelesen, von Bewunderung durchdrungen, nach Rom gereist sey, blos um den Verfasser zu sehen. Sein Wunsch wurde erreicht, und er kehrte auf der Stelle wieder um, ohne sich sonst um irgend eine Merkwürdigkeit der Hauptstadt der Welt zu bekümmern.

Eine noch seltsamere Verehrung bezeigte dem Andenken dieses Geschichtschreibers, Alphons, König von Neapel. Als man in der Mitte des 14. Jahrhunderts zu Venedig die Gebeine des Livius entdeckte, schickte Alphons eine feyerliche Gesandtschaft dahin, bittend um eine Reliquie von diesem großen Manne. Panormita, der Gesandte, brachte ihm einen Knochen vom Arm des Livius zurück, den Alphons in einen

kostbaren Reliquienkasten legen ließ. — Man weiß, daß ein großer Theil von des Livius Geschichte verloren gegangen, und zwar gerade der interessanteste. Die Gelehrten des vorigen Jahrhunderts schmeichelten sich lange, ihn wenigstens in einer arabischen Uebersetzung, wieder zu finden. Zu Magdeburg soll eine Copie davon, bey dessen Zerstörung im dreyßigjährigen Kriege, untergegangen seyn. Die heutigen Gelehrten wenden ihre Blicke mit Sehnsucht nach Neapel auf die noch unaufgerollten Handschriften von Pompeji.

Sallust hat nicht minder seltene Ehrenbezeugungen, allein von anderer Gattung empfangen; er ist nähmlich zweymahl durch königliche Federn übersetzt worden. Das Erstemahl, nach dem Zeugniß des Camden, von der Königinn Elisabeth von England; das Zweytemahl vor noch nicht dreyßig Jahren, durch den Infanten von Spanien. Diese letztere ist mit einer Pracht im Druck erschienen, welche, seit Erfindung der Buchdruckerkunst, noch nie gesehen worden. — Sallust war ein Bruder Lüderlich, der aber einen reizenden Styl schrieb. Man nannte ihn deshalb in England den römischen Bolingbroke. Sein Haß gegen Cicero ist bekannt. Er heyrathete dessen geschiedene Gattinn,

Terentia. Dieß außerordentliche Weib soll 103 Jahr alt geworden seyn. Sie begrub den Sallust und vermählte sich mit Messala, den sie gleichfalls zu Grabe geleitete, und seine Stelle durch den Vitius Rufus ersetzte. Dieser vierte Ehemann bildete sich nicht wenig darauf ein, zwey der kostbarsten Antiquitäten zu besitzen, nähmlich erstens den Sessel, in welchem Cäsar ermordet worden, und zweytens die Gemahlinn des Cicero.

Die eigenmächtigen Censoren.

Gleich den westphälischen Vehmgerichten — zwar minder blutdürstig, doch nicht minder Unheil stiftend — erhob sich, ungefähr um das Jahr 1661, eine seltsame Verbrüderung in Frankreich, unter dem Nahmen der Compagnie des oeuvres fortes. Diese Compagnie suchte sich überall Nachrichten von Lebensart, Sitten und Moralität jedes Staatsbürgers, vom Kö-

nige bis zum Lastträger, zu verschaffen, spürte jedem Laster, jedem Verbrechen, aber auch jeder Schwachheit bis in die geheimsten Winkel nach; zog sie ohne Schonung an's Licht; geisselte mit rücksichtloser Strenge; vernichtete das häusliche Glück vieler Familien, indem sie die verborgenen Fehltritte eines Gatten oder einer Gattin dem beleidigten Theile offenbarte; zerstörte das Vertrauen zwischen Obrigkeit und Bürger, ja zwischen dem König und seinen Unterthanen, indem sie jeden Mißgriff der Regierung, jede Bestechlichkeit eines Richters laut rügte. Die vornehmsten Herren, sowohl zu Paris als in den Provinzen, traten ihr bey; denn das war das einzige Mittel verschont zu bleiben.

Der Cardinal Mazarin soll, kurz vor seinem Tode, Ludwig XIV. vor dieser Compagnie gewarnt, und erklärt haben, sie sey, unter anderer Form, eine neue Ligue oder Fronde. Der Monarch befahl, als er 1676 nach Flandern gieng, dem Generalprocureur des Parlaments Paris, die saubere Brüderschaft zu zerstreuen, drohend, wenn er bey seiner Rückkehr sie noch finde, sämmtliche Mitglieder nach Canada zu schicken. Alsobald verfolgte man sie im ganzen Reiche und von ganzem Herzen. Ein Burgundisches Tageblatt vom Jahr 1777 liefert die Anklage, wel-

che der Syndicus von Dijon, hundert Jahre früher, daselbst gegen die Compagnie erhob. „Unter dem Vorwand christlicher Liebe," sagte er „verwirrt sie Staat, Religion und häuslichen Frieden; alle Klatscherepen finden bey ihr offene Ohren; die Sucht zu bessern leidet keine kalte Prüfung, die Art und Weise, heimliche Vergehungen zu bestrafen, steht geradezu im Widerspruch mit der gerühmten christlichen Liebe u. s. w." Er trug im Nahmen des Königs, alles Ernstes darauf an, dem Unheil zu steuern.

Hierauf erfolgte zu Dijon ein ausdrückliches Verbot, die Versammlungen einzustellen; weder schriftlich noch mündlich die Sitten irgend eines Einwohners der unberufenen Censur zu unterwerfen; oder geheime Winke zu ertheilen, unter schwerer Strafe. Jeder Einwohner wurde aufgefodert, über die Vollziehung des Gesetzes streng zu wachen. (und wie gern thaten sie das!) Damit auch Niemand mit Unwissenheit sich entschuldigen könne, wurde das Urtheil von allen Kanzeln verlesen, und bey Trompetenschall auf allen Straßen bekannt gemacht.

Hierauf zerstreuten sich die Brüder des oeuvres fortes, man hat nichts weiter von ihnen gehört. Aber merkwürdig bleibt ihre Er-

ſcheinung doch immer. Ich erinnere mich nicht, jemahls geleſen zu haben, daß unter irgend einem Volke der Verſuch gewagt worden, einen ſolchen Zweck durch verbundene Kräfte zu erreichen. Auch war das unmöglich. Im Sittengericht darf nur Ein Cato auf dem Stuhle ſitzen. Wer durchaus mehrere Beyſitzer anſtellen wollte, der dürfte ſie wenigſtens nicht unter den Zeitgenoſſen wählen; Geſpenſter, aus andern Jahrhunderten, müßten die Plätze einnehmen.

Wunderſame Bekehrung einer Schauſpielerin.

Vorbericht, unter Duclos Papieren gefunden.

Mademoiſell Gaukler, ſeit dem Jahre 1716 Schauſpielerin des franzöſiſchen Theaters, war groß, blühend, ſchön gebaut, von heftigem Charakter. Sie machte artige Verſe und mahlte ſehr hübſch in Miniatur. Dabey war ſie von bewundernswürdiger Leibesſtärke, wenige Männer konnten im Ringen gegen ſie aufkommen. Sie

forderte einst den Marschall von Sachsen auf einen solchen Kampf heraus, der sie zwar besiegte, aber doch gestand, selten habe ein Mann ihm so lange widerstanden. Einen silbernen Teller konnte sie zusammen rollen wie eine Oblate.

Die Männer finden gewöhnlich keinen Geschmack an solchen Amazonen, aber Mademoiselle Gautier war dabey so liebenswürdig, daß es ihr an Anbetern nicht fehlte, die es darauf wagten, bey dem ersten verliebten Zwist von ihr zermalmt zu werden. Einer ihrer Liebhaber war der Hofmarschall des Herzogs von Würtemberg, an dessen Hofe sie auch eine Reise mit ihm machte. Der Herzog hatte eine Maitresse, die er sehr liebte. Man weiß nicht, ob es Neid oder Grille von der Gautier war, daß sie dieser Person bey jeder Gelegenheit impertinent begegnete, bis endlich der entrüstete Herzog die unartige Fremde wegjagte. Rachedurstend kam sie nach Paris zurück und beschloß, sich selbst eine auffallende Genugthuung zu verschaffen. Sie reiste abermahls incognito nach Würtemberg, und lauerte, bis sie erfuhr, daß die Maitresse in einem leichten halben Wagen spazieren gefahren sey. Dann bestieg sie ein ähnliches Fuhrwerk, mit zwey raschen Hengsten bespannt, die sie selbst regierte, erreichte im Galopp den Wagen ihrer

Feindin, und — indem sie sich mit Vorsatz in die Räder desselben verwickelte, warf sie ihn um. Dann eilte sie lautlachend zurück in das Wirthshaus, wo eine angespannte Postchaise sie bereits erwartete, sprang hinein und verschwand.

Sie zählte nachher noch manche liebenswürdige Männer unter ihre Verehrer, war aber selbst nur Einmahl verliebt. Dufresne, Einer ihrer Gefährten auf der Bühne, mit dem sie eine Zeit lang in enger Vertraulichkeit lebte, flößte ihr eine so heftige Leidenschaft ein, daß sie ihn sogar heyrathen wollte. Doch seine Gefühle waren schon erkaltet: dieser Wankelmuth stürzte das stolze, gebietherische Weib in tiefe Melancholie; der erste Wink zu ihrer Bekehrung, deren Geschichte von ihr selbst beschrieben, ein sehr interessanter psychologischer Beytrag ist. Die folgende Erzählung ist aus ihrer Handschrift wörtlich entlehnt.

„Es war am 25sten April 1722, zu einer Zeit, wo ich, nach den Begriffen der argen Welt in einem Meer von Wollust schwamm, und, von des Todes Finsternissen umgeben, in scheußlicher Sicherheit lebte, als ich, früher als gewöhnlich, um 8 oder 9 Uhr des Morgens erwachte. Ich erinnerte mich, daß dieser Tag mein Geburtstag

sey, ich klingelte; mein Kammermädchen glaubte, ich sey krank, und erstaunte nicht wenig, als ich ihr befahl mich anzukleiden, weil ich eine Messe hören wollte. „Es ist heute kein Festtag," bemerkte sie. Ich bestand auf meine Grille, und gieng zu den Barfüßer Mönchen, von einem Bedienten und meinem Pflegkinde, einem Waisenknaben begleitet. Dort hörte ich einen Theil der Messe ohne die geringste Aufmerksamkeit. Doch gegen das Ende ließ eine innere Stimme sich vernehmen: Was führt dich her zu den Stufen des Altars? Kommst du um Gott zu danken, daß er dir die Gabe zu gefallen verliehen, während du jedes seiner Gesetze täglich übertrittst?"

„Diese Betrachtung ergriff mich wunderbar. Von dem Stuhle, auf dem ich nachläßig hingelehnt saß, fiel ich herab auf meine Kniee. Die Messe gieng zu Ende; ich schickte den Bedienten mit dem Knaben nach Hause, und blieb in ängstlicher Gemüthsverwirrung liegen. Plötzlich raffte ich mich auf, gehe in die Sacristey, und begehre eine sogenannte Messe des heiligen Geistes, zu dem ein noch nicht ganz erstickter Glaubensfunke in dieser Angst mich trieb. Das erste Wort, welches meine Lippen

stammelten, während ich den Priester erwartete, war: O mein Gott! ich wollte gern meine Seele retten! aber wie fange ich es an? mich hindern theure unauflösliche Fesseln. Barmherziger Gott! hilf du mir selbst! täglich will ich die Messe hören. Erleuchte mich!"

„Nach drey, in der heftigsten Bewegung zugebrachten Stunden kam ich nach Hause, wo nicht gerechtfertigt, doch auf dem Wege der Rechtfertigung. Sechs Monden verstrichen, in welchen ich an jedem Morgen die Messe hörte, und an jedem Abend meiner gewohnten Lebensart mich überließ. Man spöttelte über mein Kirchengehn; ich verkappte mich, um nicht gesehen zu werden. Man erkannte mich dennoch und die lustigen Spöttereyen verdoppelten sich. Da gedachte ich der Worte des Evangeliums: Niemand kann zweyen Herren dienen, und muthig beschloß ich am Allerheiligen Tage, den reitzendsten aber gefährlichsten Dienst zu verlassen. Ich fieng damit an, mein Kammermädchen zu entbehren und mich selbst anzukleiden. Um mich nach und nach an die Einsamkeit zu gewöhnen, entzog ich mich den Lustbarkeiten, unter dem Vorwand einer Kränklichkeit. Auf Ostern hatte ich die Ausführung meines Ent-

schlusses fest gesetzt; allein je näher diese Zeit heran rückte, je heftiger wurde der innere Seelenkampf, der endlich den Körper zu Boden warf. Mich überfiel ein fast unaufhörliches Erbrechen; doch behielt ich noch Kraft genug, um meine Beichte nieder zu schreiben."

„Wo sollt' ich aber einen Beichtvater finden? — ich vertraute mich einer tugendhaften Verwandtin, deren fromme Ermahnung ich oft verschmäht hatte. Sie wies mich an den Vicarius meines Kirchspiels St. Sulpice. Der strenge Mann stieß mich anfangs zurück, und wollte nicht eher von mir hören, bis ich gänzlich mit der Welt gebrochen. Ich lag zu seinen Füßen, mein Schluchzen, meine Thränen rührten ihn endlich; er sah, daß es mir Ernst war, und beschied mich auf einen ruhigen Tag wieder. Welch' ein Tag! guter Gott! es war derselbe, an dem zum letztenmahl alle die Personen, die ich liebte, bey mir zu Mittag essen sollten. Ja, sehr lieb waren sie mir, doch meine Seligkeit jetzt noch lieber."

„Bey Tische litt ich unaussprechlich, um zu verbergen, was in mir vorgieng. Sie bewirthen uns allzu köstlich für einen Ascher-Mittwoch, sagte von ungefähr Einer meiner

Gä-

Gäste. Es ist die Henkersmahlzeit, erwiederte lachend ein Anderer. Ich war einer Ohnmacht nahe. Kaum hatte ich Kraft aufzustehen, unter dem Vorwand, daß ich, wegen einer dringenden Bezahlung, die ich zugesagt, ausfahren müsse. Man begleitete mich bis an die Thür. Ich stieg in den Wagen und die Gesellschaft kehrte an die Tafel zurück. Beym ersten Peitschenknall des Kutschers war ich meiner nicht mehr mächtig, und stieß einen so lauten Schrey aus, daß die Gäste oben mir schnell zu Hülfe eilen wollten. Ich hatte kaum noch so viel Zeit, in einen Vorsaal zu entschlüpfen. Mein Kammermädchen überredete sie, ich sey fort; was sie gehört, sey das Geschrey eines Kindes gewesen. Ich warf mich sogleich wieder in den Wagen, und rettete mich nach St. Sulpice, wo der Beichtvater mich erwartete. Dort hub ich in der heftigsten Bewegung meine Beichte an, und nach drey peinlichen Stunden, in welchen Gott allein meinen Muth aufrecht erhalten konnte, entließ mich der gerührte Beichtvater, mir einen andern Tag bestimmend."

„Ich kam in meine üppige Wohnung, wo ich nur noch vier Tage bleiben sollte. Zitternd warf ich scheue Blicke umher, mich fragend wie der heilige Augustin: wirst du auch alle diese

Güter und Bequemlichkeiten des Lebens entbehren — wirst du diesen kleinen Pallast verlassen können, um in einer einsamen Zelle zu wohnen? nur Nonnen um dich zu sehen? und endlich für dein ganzes Leben den einförmig, verborgnen Stand zu umfassen, den du stets verabscheut hast? — Gott gab mir Kraft, diesen schrecklichen Augenblick zu besiegen. — Herr Languet, ein Pfarrer, über dessen fromme Ermahnungen ich stets gelacht und gespottet hatte, empfand ein inniges Vergnügen, als ich ihm die Wirkungen der göttlichen Gnade mittheilte.“

„Der Tag meiner Entweichung kam. Ich schrieb die ganze Nacht, theils an meine gewesenen Kameraden, theils an den Vater meines Zöglings, dem ich das Kind mit 20 Louisdors zurücksandte. Ich gab Befehl, die Briefe nicht eher als zu Mittag abgeben zu lassen, und Jedem, der nach mir frage, zu antworten, ich sey für lange Zeit abwesend. Dann verließ ich gegen 5 Uhr des Morgens mein Haus, um es nie wieder zu betreten. Aber statt der vorhergehenden, marternden Seelenkämpfe, gieng ich jetzt aus meiner Wohnung mit der nemlichen Ruhe, mit der ich heute, eilf Monate nachher, aus meiner Zelle trete. Eben so ruhig kam ich nach Versailles, um von meinem beständigen Gön-

nern, dem Cardinal Fleury und dem Herzog von Gesvres, Abschied zu nehmen. Von ihnen begab ich mich in des Königs Kapelle, um die Messe zu hören. Während derselben fiel mir ein, daß eine Dame im Schlosse wohne, die ich sehr beleidigt hatte. Sogleich gieng ich zu ihr, und ließ sie ersuchen, in ein entlegenes Zimmer zu kommen, um durch den Ausbruch ihrer ersten Empfindungen kein Aufsehn zu erregen."

„Sie kam. Ich verschloß die Thür und warf mich zu ihren Füßen. Sie stand bestürzt und sprachlos. Ich flehte knieend um ihre Verzeihung, da ich, um Buße zu thun, die Welt verlassen, und mit Erfüllung der schwersten Pflicht anfangen wolle, die das Evangelium vorschreibt. — Die Dame hatte sich erholt, und sagte mir jetzt mit Heftigkeit Alles, was der Zorn ihr eingab. Ich hörte sie gelassen an, unterbrach sie nicht, blieb stets auf meinen Knieen und stammelte: ich sey nicht gekommen, um mich zu rechtfertigen, sondern um ihre Verzeihung zu erbitten, wenn sie mir diese zugestünde, so würde ich zufrieden abreisen; wo nicht — auf Gott vertrauen, daß er meinen redlichen Willen gnädig ansehn, ihre Weigerung aber nicht billigen werde. Da reichte sie mir die Hand, ließ mich neben sich setzen, und wir waren versöhnt. —

Ich verließ Versailles wieder, ohne Nahrung zu mir zu nehmen; was ich so eben gethan, hatte mich schon gesättigt. In Paris begab ich mich geradewegs in die Commune der heiligen Perpetua, wo ich mir ein kleines Zimmer hatte zurecht machen lassen, um so lange daselbst zu wohnen, bis alle meine Geschäfte in Ordnung wären. Als ich diese erste Freystatt betrat, fühlte ich unsichtbar, was dem heiligen Paul sichtbar wiederfuhr: die Schuppen fielen mir von den Augen, ich stieg, verwandelt in ein neues Geschöpf, zu meiner Zelle als zum Himmelreich empor. Dort verschwand urplötzlich die Vergangenheit, Güter, Freunde, Vergnügungen. Alles erlöschte in meinem Gedächtniß; tiefer Friede trat an ihre Stelle; ich mußte mich fragen, ob mein Leben bisher ein Traum gewesen.“

„Meine Cousine schwamm in Thränen, wollte sich nicht von mir trennen, fürchtete mich allein zu lassen, mich am andern Morgen todt zu finden, und konnte nicht begreifen, warum ich so hastig sie antrieb zu gehn, um endlich ganz allein zu seyn. Ich sagte der Superiorin, ich hätte gefrühstückt, und bat sie, mir zum Abendessen die Ueberreste von der Mittagsmahlzeit der Commune zu geben. Wunderbar! seit drey Monaten hatte ich keine Nahrung bey mir behalten

können; auch keine Kraftbrühen jetzt empfing mein Magen nicht nur willig einen aufgewärmten Fisch, und einige Nüsse, sondern ich schlief auch die ganze Nacht so ruhig wie ein achtjähriges Kind. Und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag."

„Sobald man in der Welt meinen Bruch mit der Welt erfuhr, legte Jeder diesen Schritt nach Gefallen aus. Niemand wollte glauben, daß ich in meinem Alter — ich zählte damahls 31 Jahr — und bey der Heftigkeit meiner Leidenschaften, einen solchen Entschluß ungezwungen ergriffen. Die Versteigerung meiner Meubeln wurde angeschlagen; vierzehn Tage strömte ganz Paris in meine Wohnung, um sich von meiner unbegreiflichen Flucht zu überzeugen, und Jedermann kehrte bewegt zurück. Man drang in meine Verwandte, die jene zeitlichen Geschäfte besorgte, den Ort meines Aufenthalts zu verrathen, und da sie unerbittlich blieb, so beschwur man sie, wenigstens einen Brief zu bestellen. Dieser Brief war von einem Freunde, der mir mit glühenden Farben mahlte, was ich verließ, und vor später, fruchtloser Reue mich herzlich warnte. Gott half mir auch diese Versuchung überwinden."

„Sobald meine Geschäfte in Ordnung waren, reiste ich am Himmelfahrts Abend, gerade sechs Wochen nach meiner Erlösung aus Egypten, zu einer Freundin, der Marquise d'Arcy, die ich gebeten hatte, mir in dem Kloster der Ursulinerinnen von Pondevaux einen Platz zu bestellen, um dort als eine unbekannte Pensionairin zu leben; denn der eigentliche fromme Beruf war mir noch nicht zu Theil geworden, da ich das Klosterleben von jeher verabscheut hatte. Als ich die Diligence bestieg, fand ich einen Reisegesellschafter, den Commandeur de l'Aubepin, der durch mein Aeußeres getäuscht, mir sehr ehrerbietig begegnete. Zu Saulieu erwartete mich die Marquise. Das bestätigte ihn noch in seinem Irrthum, und er drang in mich, ihm zu sagen, wen er zu begleiten die Ehre gehabt? — Ich antwortete ihm freymüthig, ich würde mich wohl hüten, ihm meinen Nahmen zu verrathen, nicht zwar aus Eitelkeit, sondern um ihm selbst die Beschämung zu ersparen, daß er seine Höflichkeiten an eine Unwürdige verschwendet habe. Er nahm das für ein bloßes Compliment, und verdoppelte seine Bitten. „Ich gebe Ihnen mein Wort, erwiederte ich, „daß Sie bey Ihrer Ankunft in Lyon erfahren sollen, wer ich bin; und wenn ich dann Ihre Achtung verliere, so werde ich Ihnen wenigstens bewiesen haben, daß ich

Sie nicht täuschen wollte.“ Ich hielt Wort, und er war so zufrieden von meiner Aufrichtigkeit, daß ich, bis an seinen Tod, den besten, zuverlässigsten Freund in ihm verehrt habe.“

Kaum war ich in dem Kloster von Pondevaux eingezogen, wo die Nonnen mich schwesterlich empfingen, als der Satan mir einen Fallstrick legte. Jemand schrieb mir, daß, da ich entschlossen sey, eingezogen zu leben, er mich beschwöre, Eines seiner Landgüter, welches er nannte, anzunehmen, und dort meine Tage nach Gefallen zu beschliessen; er sey bereit, die förmliche Schenkungsurkunde auszufertigen. Ich lehnte sein Anerbieten freundlich ab.

„Die Nonnen hatten mir ein grosses Zimmer eingeräumt, aus welchem ich drey kleinere hatte machen lassen, mit dem Vorsatz, meine Tage hier zu endigen. Ich wohnte allen Religionsübungen bey. Man hielt mich durch den Schein betrogen, gleich dem Commandeur de l'Aubepin, für eine Frau von Stande, und begegnete mir so ehrfurchtsvoll, daß ich beschämt auch diese guten Nonnen aus dem Irrthum zog. Es schien, als ob dadurch ihre Freundschaft für mich nur wärmer geworden wäre. Meine Zeit zwischen lesen und beten getheilt, führte ich das

angenehmste Leben von der Welt. Eine Begebenheit, die sich damahls zutrug, vergewisserte mich, daß ich unter dem unmittelbaren Schutze des Allmächtigen stünde. In der Nacht vor dem St. Aunen Tage erhob sich ein wüthender Sturm. Der Donner rollte über das Dach und zerschmetterte es dermassen, daß Regenströme auf die mit Mehl angefüllten Böden herabstürzten, und durch die Decke in das Krankenzimmer drangen, wo eine alte gichtbrüchige Nonne lag. Die Nonnen liefen hin und her, und wußten nicht was sie thaten. Ich sprang im bloßen Hemde aus meiner Zelle, belud mich mit der Kranken, und wollte sie in mein Bett tragen: wohin der Regen nicht gedrungen war. Zum Unglück hatte ich die Thür zugeworfen und den Schlüssel inwendig gelassen, ich mußte die Leidende in eine andere Kammer bringen. Die Sündfluth, die von allen Wänden sich über mich ergoß, hatte mich in einen eben so mitleidwerthen als lächerlichen Zustand versetzt: die Nonnen mußten mir ein Hemd leihen, und das war das erste härene Hemd, welches ich trug. Nun stiegen wir alle auf den Boden, um das Mehl zu retten, und wurden nicht gewahr, welcher Gefahr wir uns aussetzten, denn als der Tag anbrach, sahen wir überall die losen Ziegeln über unsern Häuptern hängen, die gleichsam in der Luft schwebten. Alles

schrie Wunder! und schrieb es einer Messe zu, die ich aus Dankbarkeit gestiftet hatte, und die gerade an diesem Abend zum Erstenmahle war gefeyert worden."

„Nach einem zehnmonatlichen Aufenthalt zu Pondeveaux gieng ich nach Lyon, um dem Marschall von Villeroi meine Aufwartung zu machen. Das Kloster von Anticaille gefiel mir sehr, und ob man gleich dort keine Pensionairinnen aufnahm, so bewirkte doch der Erzbischof eine Ausnahme zu meinen Gunsten. Ich hatte einige Unruhe in Pondeveaux gehabt, weil ich den Besuch des Gouverneurs, des alten Grafen de Feuillans ausgeschlagen. Dazu kam noch, daß die Marquise d'Arcy meine gänzliche Eingezogenheit mißbilligte, und immerfort begehrte, ich solle einen Theil der schönen Jahreszeit auf ihren Gütern zubringen. Ich blieb also zu Anticaille, lebte dort wie bisher, und hatte einen Jesuiten zum Beichtvater, dessen Worte mir göttliche Aussprüche schienen."

„Er fieng damit an, mir zu rathen, um 11 Uhr Abends aufzustehen, und bis Mitternacht zu bethen. Ich erhielt mich wach, um ihm zu gehorchen, aber kaum war ich niedergekniet, so schlief ich wie ein Murmelthier, Gott weiß wie

lange. Als er sah, daß ich mit dem besten Willen das nicht vermogte, so ertheilte er mir andere Vorschriften."

„Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle ähnliche Begebenheiten aufzeichnen wollte, die nach und nach den heiligen Beruf einer Nonne in mir erweckten. Man hatte mir im Kloster das Leben der Madame de Montmorency geliehen, die, nach dem traurigen Tode ihres Gemahls, hier den Schleyer genommen. Diese Lectüre vollendete meinen Entschluß. Ich theilte ihn dem Jesuiten mit, der mich eifrig darin bestärkte."

„Dieß geschah im Monat July 1724. Als die Nonnen mein Vorhaben erfuhren, verdoppelten sie ihre Freundschaft und Gefälligkeit. Ich schrieb nach Paris, und ersuchte meine Verwandte, zu kommen, weil ich meine zeitlichen Angelegenheiten nun ganz in ihre Hände niederlegen wollte. In der Zwischenzeit fiel mir die Geschichte des berühmten Rancé, Gründers oder vielmehr Wiederherstellers, des Ordens von la Trappe in die Hände. Sie ergriff mich gewaltig. Kaum hatte ich die Aehnlichkeit zwischen den Jugendverirrungen dieses berühmten Büßenden und den meinigen wahrgenommen, als jede

milde Ordensregel mir mißfiel, und ich Gott feyerlich gelobte, Rancés Strenge nachzuahmen. Auf der Stelle würde ich zu den Clairetten geflogen seyn — (Nonnen, die gleich denen von la Trappe leben) — hätte nicht mein Beichtvater mich versichert, ich würde bey den Carmeliterinnen Alles finden, was ich verlangte."

„Ich vertraute meinen Wunsch dem ehrwürdigen Erzbischof von Villerot, der mir den heroischen Entschluß anfangs ausreden wollte; als er aber meine innige Reue, meine Angst gewahrte, wurde er von meinem Zustand so durchdrungen, daß er plötzlich ausrief: „das ist Gottes Finger, ich selbst werde bey den Carmeliterinnen eine Stelle für Sie suchen."

„Aber, sagte ich ihm, vergessen Sie auch nicht ihnen zu entdecken, wer und was ich in der Welt gewesen bin, denn ich will Niemand betrügen. Er that es. Die guten Nonnen erschracken anfangs heftig bey dem Worte Comödiantin; als jedoch der Erzbischof alle ihre Scrupel auf seine eigene Seele nahm, schrieb mir die Superiorin, sie erwarte mich. Um die zärtlichen Vorwürfe meiner Freundinnen von Anticaille zu vermeiden, begab ich mich heimlich, am 14ten Oktober 1724, in das Carmeliterkloster, von

wo aus ich schriftlich Abschied nahm. So betrat ich endlich das gelobte Land, 18 Monath nach meiner Entweichung aus dem Lande des Verderbens, wohin blos Dürftigkeit mich geführt hatte, denn alle meine Verwandte waren ehrliche, christliche Leute. Durch die zerrütteten Umständ meines Vaters war ich im 17ten Jahre gezwungen, den gefährlichen Pfad zu betreten, und einen Stand zu ergreifen, den ich verabscheute. Freylich beruhigte man mich leicht durch die Vorspieglung, das Vorurtheil gegen die Schauspieler herrsche nur noch bey dem Pöbel, Hof und Stadt dächten ganz anders, ehrten und belohnten das Talent. Leider hat Erfahrung mich nachher gelehrt, wie fast unvermeidlich in diesem Stande das Verderben ist, weil man, ohne irgend eine andere Arbeit als die des Gedächtnisses, im Ueberfluß und Vergnügen lebt. Ich hatte in den drey letzten Jahren, nach Abzug aller Kosten, 44000 Franken gewonnen. Ich muß indessen bekennen, daß es unter meinen Kameraden auch einige sehr hochachtungswürdige Personen gab, nur ich gehörte nicht zu dieser Zahl.

„Sollte man es glauben, daß man mir sogar die letzte Freystatt, das Kloster der strengen Carmeliterinnen, beneidete? — In der ersten

Nacht meines dortigen Aufenthalts, kamen böse Menschen an die Pforte, und erzählten dort Dinge von mir, die die Superiorin leicht hätten bewegen können, mich wieder zu verstoßen. Sie gab sich vergebliche Mühe, jene Böswichter kennen zu lernen, und meldete es dem Erzbischof, der, vermuthlich besser unterrichtet, der Bübereyen zu steuern wußte. Aber noch nicht genug. Man sprengte aus, ich sey nicht in rechtmäßiger Ehe gebohren. Wäre das wahr gewesen, so durfte ich nie in den heiligen Orden aufgenommen werden. Der Pfarrer von St. Sulpice, an den ich schrieb, vernichtete die Verleumdung durch meinen Taufschein."

„Alle diese und noch mehrer Prüfungen, die ich verschweige, schlugen meinen Muth nicht nieder. Ich bat die Priorin um Erlaubniß, alle Verbindungen mit meinen Freunden, und selbst mit meinen Verwandten, ganz aufzuheben; sie schlug es mir ab, gewährte aber eine zweyte Bitte, mich gleich anfangs nicht zu schonen, wie man sonst bey Novizen zu thun pflegte. Schon am Tage meiner Ankunft gab man mir den Besen in die Hand. Schmutzige Wäsche reinigen; das Wasser aus einem tiefen Brunnen ziehen; die Tische im Refectorium waschen; jeder Schwester ihren Krug bringen; Teller und Küche scheuern;

das waren die täglichen Geschäfte, die mir mehr Vergnügen gewährten, als vormalige Wollüste. Nach vier Jahren gab man mir andere Arbeiten. Ich mußte die Fußbekleidung von Stricken für das ganze Kloster verfertigen und die Uhr aufziehen. Um das letztere zu bewerkstelligen, mußte ich täglich drey ungeheure Steine aufheben. Da dieses Geschäfte nach drey Jahren meiner Gesundheit nachtheilig wurde, so erhielt es eine andere."

„Drey Monathe, nachdem ich in den Probestand getreten war, empfing ich das heilige Gewand. Der Erzbischof selbst hatte die Güte, bey der Ceremonie zu präsidiren. Trotz der Kälte, (es war am 20. Februar 1728) lief die ganze Stadt zusammen. Meine Augen waren zwey Thränenquellen, Thränen der aufrichtigsten Reue. Einige Tage zuvor versuchte mich der Satan noch einmahl sehr heftig, allein ich überwand, und sprach mein letztes Gelübde mit einer Festigkeit und Freudigkeit, welche alle Zuschauer überraschte. Bald darauf erlaubte Gott dem bösen Feinde abermahls mich zu quälen, Tag und Nacht befand ich mich in einem schrecklichen Zustande, den ich nicht durch Dornen, wie der heilige Benedict, nicht durch Feuer, wie der heilige Martin, sondern durch Geisseln und Kasteyn,

en bekämpfte. Ich that ein Gelübde, nie Wein zu trinken, selbst nicht in Todesgefahr, wenn auch ein einziger Tropfen mein Leben verlängern könnte. Zwölf Jahre lang habe ich die sündigen Glieder härter gegeisselt, als die Regel vorschrieb, bis, nach einer schweren Krankheit, meine Schwäche mich nöthigte, auf die gewöhnlichen Geisselungen mich einzuschränken.“

Ich danke Gott, daß, seit dem ersten Augenblick meiner Flucht aus der Welt, bis auf diesen heutigen Tag, den 10. August 1747, ich meinen Entschluß nie bereut habe, trotz der strengen Buße, die meine sonst Rabenschwarzen Haare und Augenbraunen schneeweiß gefärbt haben.“

Man urtheile von der vormaligen Heftigkeit meiner Leidenschaften, aus den Gefahren, welchen ich ohne Bedenken mich aussetzte, wenn es darauf ankam sie zu befriedigen. Zwey und zwanzig Jahre war ich alt, als ich von Paris nach Würtemberg, von einem einzigen Bedienten begleitet, in einer Postchaise reiste. Dieser furchtsame Bediente trat oft zitternd an meinen Wagen, besonders in den Gehölzen von Nancy und St. Menehoud, um mich zu erinnern, daß wir uns in Raubnestern befänden. Fahr zu, fürchte nichts, sprach damahls ich leichtsin-

nige, du folgst dem Cäsar und seinem Glücke. In einem Wirthshause schlich wirklich ein Spitzbube in meine Kammer, den nur meine Wachsamkeit und mein Geschrey verscheuchten. So hat Gott über mich gewacht, trotz der Verachtung, mit welcher ich die Ermahnungen der angesehensten, tugendhaftesten Personen aufnahm. Wenn man mich fragte: ob ich auch die Sacramente genieße? — antwortete ich: nein, ich will die Sacramente weder entweihen, noch vor dem 45. Jahr meinen Vergnügungen entsagen. — Aber fühlen Sie denn keine Gewissensbisse? — Nein. Warum? ich schade ja meinem Nächsten nicht, und was das künftige Paradies betrifft, mag sich dort belustigen wer will, ich halte mich an das Zeitliche. — Schrecklicher Wahnsinn! traurige Blindheit! die ich ewig beseufzen werde."

„Doch muß ich wiederholen: nur Dürftigkeit führte mich an diesen Abgrund. Als ich im 19. Jahre in Flandern an den Pforten des Todes stand, gelobte ich feyerlich, meinem gefährlichen Stande zu entsagen, wenn man mir nur eine Pension von 200 Livres zusichern wolle. Gott verzeihe denen, die es mir abschlugen."

Hier

Hier enden die Bekenntniſſe der Reuigen, die Göthe's langweiligen Bekenntniſſen einer ſchönen Seele wohl an die Seite geſetzt zu werden verdienen. Kein Rückfall trübte ihre Tage; die Schweſter Auguſtine von der Barmherzigkeit (ſo lautete ihr Kloſternahme) war das Muſter der Demuth und Frömmigkeit. Sie glaubte ſich im Ernſt ihrer Gefühle, Launen unwürdig, und litt oft durch deren Geringſchätzung. Nur eine fromme Correſpondenz, in der ſie mit der Königinn ſtand, verſchaffte ihr im Kloſter eine ungeſuchte Achtung. Ob ſie gleich in den letzten Jahren ihres Lebens blind wurde, verlor ſie doch ihre Heiterkeit nie, bediente ſich immer ſelbſt, und wollte Niemanden läſtig werden. Sie hatte es gern, daß man ſie beſuchte, und ſprach dann mit Feuer und Klarheit. Nie hörte ſie von einem Unglücklichen ſprechen, ohne gerührt zu werden, und ihre Freunde zu deſſen Beyſtand aufzubieten. Der Pabſt hatte ihr eine Diſpenſation ertheilt, um im Sprachzimmer unverſchleyert zu erſcheinen. Duclos, der dieſen Umſtand erzählt, begreift den Grund davon nicht. Ich vermuthe, daß die reuige Sünderin aus zarter Demuth ihr Geſicht nicht verbergen, die Schaamröthe ſich nicht erſchweren wollte.“

Der Kleinigkeitsgeist.

„Es lebt kein großer Mann auf der Welt, der auch für seinen Kammerdiener noch groß bliebe,“ ist eine eben so bekannte als wahre Behauptung. So wenig als die Kinderpocken Erwachsene verschonen, so wenig verschont der Kleinigkeitsgeist die großen Männer. Der Bischof Hüet von Avranches gehörte zwar nicht unter die großen, aber doch unter die berühmten Männer. Dieser berühmte Mann quälte sich lange mit dem Zweifel: ob es auch wohl möglich sey, die ganze Iliade so fein zu kritzeln, daß man sie in eine Nußschaale packen könne? — Nach langem tiefen Nachsinnen glaubte er endlich die Behauptung — und zwar öffentlich in Gegenwart des Dauphins und seines ganzes Hofes — wagen zu dürfen: daß jenes Kunststück nicht allein möglich sey, sondern daß er sogar selbst es leisten könne. Man hielt ihn beym Worte. Er sollte auf der Stelle, zwar

nicht die ganze Iliade abschreiben, aber doch einen Versuch liefern.

„Ein Stück dünnes dichtes Pergament,“ sagte er, „10 Zoll lang und 8 Zoll breit, läßt sich so geschickt falten, daß es Platz in einer großen Nußschaale findet. Pergament ist dazu geschickter als Papier (?). Nach dieser Voraussetzung schließt sich nun ferner: das Blatt von der angegebenen Größe kann in seiner Breite 30 Verse in jeder Zeile fassen, und in der Höhe 250 Zeilen. Freylich müssen sie mit Rabenfedern von einer sichern Hand geschrieben werden. Dann würde die eine Seite dieses Blattes 7500 Verse, die andere eben so viel enthalten. Da nun die ganze Iliade aus 15185 Versen besteht, so würde man kaum noch Platz für eine einzige Zeile brauchen, um das Kunstwerk zu vollenden.

Nach dieser Demonstration nahm er ein Stück Papier und eine gewöhnliche Feder, weil eben nichts anders bey der Hand war, kritzelte wirklich auf einen Raum von etwas mehr als fünf Zoll Breite 20 Verse, setzte auch mehrere Zeilen sehr dicht untereinander, und zog endlich aus seiner mühsamen Arbeit das triumphirende Resultat der Möglichkeit eines solchen vortrefflichen Kunstwerks. Der Herzog von Chevreuse, der auch

gegenwärtig war, versuchte es ihm nachzumachen, und man sieht daraus, daß die Höflinge damals doch ziemlich geübt im Schreiben seyn mußten, welches nicht zu allen Zeiten der Fall ist; doch den Meister Hüet erreichte der Herzog nicht. Er brachte zwar eben so viele Verse in eine Zeile, konnte aber die Zeilen nicht so dicht untereinander schmiegen. — Als man eben am heftigsten über diese Materie stritte, und die Bedienten im Vorzimmer vermuthlich glaubten, man beschäftige sich, zum Heil des Volkes, mit einer staatswirthschaftlichen Berechnung, trat die Königin herein, ließ sich die Kunstproben zeigen, und fand sie so merkwürdig, daß sie selbige zu behalten geruhte.

Weiter ist von den Bemühungen des gelehrten Bischofs für das Wohl der Menschheit nichts bekannt geworden, und leider muß man vermuthen, daß sein Kunstwerk in den Zeiten der Revolution mit untergegangen ist. Ein gleiches Schicksal erfuhr einst der große griechische Künstler, Pyrmecides, der einen kleinen Wagen mit sechs kleinen Pferden und einem kleinen Kutscher, ich weiß nicht woraus verfertigte, welches Alles zusammen eine Mücke unter ihrem Flügel verbergen konnte. Glücklicher war der heilige Epiphan, Bischof von Salamin in Cypern, der im vierten Jahrhundert lebte, und einen ge-

lehrten Traktat über die zwölf Edelsteine schrieb, welche der hohe Priester Aaron auf seinem Brustschild trug. Dieses wichtige Werk ist noch vorhanden, und sogar von Geßner mit Anmerkungen versehen worden.

Man weiß, daß einmahl ein ähnlicher Künstler den macedonischen Helden in Erstaunen setzte, indem er mit großer Fertigkeit und Sicherheit Erbsen durch ein kleines Loch warf. Alexander befahl, ihm zur Belohnung einen Scheffel Erbsen zu liefern, damit er seine Kunst beständig üben könne. Warum wurde Hüet weniger großmüthig behandelt? — Einige Bogen Pergament und ein Bund Rabenfedern würden der Nachwelt ewige Denkmähler geliefert haben.

Parallele zwiſchen Marie Stuart und Margarethe von Valois.

Beyde verloren ihren Vater in der Kindheit; beyder Schönheit wurde von den Zeitgenoſſen gerühmt; es iſt ſchwer zu entſcheiden, welche von beyden mehr Geiſt, Genie und Kenntniſſe beſaß. Beyde ſchrieben ſehr zierlich in Verſen und Proſa, verſtanden beyde mehrere Sprachen; wußten beyde ſehr angenehm und lebhaft zu unterhalten; waren beyde der Schmuck des glänzendſten Hofes in Europa. Sowohl Margarethe, die Gemahlin Heinrich des Vierten, als Maria, die ſchottiſche Königin, erweckte in den Herzen aller Männer eine zärtliche Empfindung, die nur mühſam und nicht immer durch die ſchuldige Ehrfurcht gezügelt wurde. Marien, ſchon in der Wiege Königin, verſprach der leere Titel wenig Genuß, hätte ſie nicht in Frankreich eine Freyſtatt und eine Krone gefunden. Margarethe, am Thro-

ne gebohren und Königin im 19. Jahre, sah, gleich Marien, durch ihre Vermählung, sich doppelt gekrönt. Marie genoß in Frankreich nur eines vorüber rauschenden Glücks; Margarethe, als Königin von Navarra, entging dem Kummer und selbst der Schande nicht. Marie jung, unbesonnen, leidenschaftlich, bösen Rathschlägen folgend, war ihres eignen Unglücks Urheberin. Eben so schmiedete Margarethe das ihrige durch Ausschweifungen und gänzliche Vernachlässigung des Wohlstandes. Während Mariens Aufenthalt in Frankreich trübte keine Wolke ihren schönen Himmel. Als aber Franz des Zweyten früher Tod und der geheime Haß der Catharine von Medicis sie zwangen, nach Schottland zurückzukehren, da wurde ihr Leben eine Kette von Unglücksfällen. Eben so war das schöne Loos von Margarethens Jugend. Von ihrem Vater, Heinrich dem Zweyten, wurde sie zärtlich geliebt, von ihrem Bruder, Carl IX., so liebevoll behandelt, daß die bösen Zungen sogar von mehr als brüderlicher Zuneigung murmelten. Ihre Mutter, Catharine von Medicis, betete sie an, und sagte oft: Margarethe sey ein lebender Beweis von der Ungerechtigkeit des falschen Gesetzes, welches die Töchter von der Thronfolge ausschließt. Aber ihre zweydeutige, unkluge Neigung für den Herzog von Alençon, ih-

ren Bruder, ihre unverhehlte Liebe für den Herzog von Guise; ihre Gleichgültigkeit, ja ihr Haß gegen den König von Navarra, ihren Gemahl; ihre vielen anstößigen Galanterien; stürzten auch sie, gleich Marien, ins Verderben. Beyde schmachteten in Gefangenschaft, Jene zu Fotheringai, diese in dem Schlosse Usson, und wäre Heinrich IV. eben so grausam gewesen als Elisabeth, gewiß hätte Margarethe, gleich Marien, die Henkerbühne bestiegen; denn sie hatte nicht blos das königliche Bett geschändet, sondern auch die Fahne des Aufruhrs in Auvergne gepflanzt. Beyde Königinnen beobachteten gewissenhaft alle Gebräuche der katholischen Religion, und handelten gewissenlos hinter diesem Schilde.

Nur der Tod führte endlich die berühmten und berüchtigten Damen auf verschiedene Wege. Marie Stuart versöhnte die Nachwelt durch rührende Leiden, ihren Gott durch einen grausamen Tod. Margarethe von Valois endigte ihre schlüpfrige Laufbahn, indem sie sich dem Himmel widmete.

Montesquieu und Piron.

Im Jahr 1752 war Montesquieu — der Verfasser des viel gerühmten und von den Deutschen wenig gelesenen Buches: Geist der Gesetze — Director der französischen Academie, als der Erzbischof von Paris, ein Mitglied derselben, starb, und Piron den erledigten Platz zu erlangen strebte. Schon vereinten sich die Stimmen ihm zu Gunsten, als plötzlich ein Befehl des Königs ihn zu wählen untersagte. (Piron hatte nehmlich die berüchtigte Ode an Priap gedichtet). Montesquieu, der in gar keiner Verbindung mit dem sonst so achtungswerthen Greise stand, setzte sich auf der Stelle nieder, und schrieb an die Marquise von Pompadour, des Königs Maitresse, folgenden Brief:

„Madame! Ich habe der Academie die Befehle des Königs bekannt gemacht. Da Herr

von Büffon, aus Zartheit seine Freunde gebeten hatte, unter diesen Umständen ihn nicht zu wählen, so sind die Mitglieder, verlegen um eine neue Wahl, überein gekommen, selbige noch acht Tage aufzuschieben. — Piron ist genug gestraft, Madam, für die schlechten Verse, welche er gemacht haben soll; hingegen hat er deren auch sehr gute gemacht. Er ist alt, kränklich, blind, arm, verheyrathet. Sollte der König ihm nicht eine kleine Pension verwilligen? — So, Madam, pflegen Sie den Credit zu benutzen, den Sie Ihren schönen Eigenschaften verdanken; Sie sind selbst glücklich und wollen keinen Unglücklichen um sich sehn. — Auch der verstorbene König versagte La Fontaine einen Platz in der Academie, wegen seiner Erzählungen, gab ihm aber sechs Monate nachher denselben Platz um seiner Fabeln willen; ja er wollte sogar, daß er vor Boileau aufgenommen würde, der sich in der Zwischenzeit darum beworben hatte.

Zwey Tage nachher erhielt Piron eine Pension von hundert Pistolen.

Besuch der Königin Christine aus Schweden in Frankreich.

Zweytes Fragment aus den Memoiren der Madam de Motteville.

— Damahls (1656) sahen wir die Königin von Schweden in Compiegne anlangen, von der wir so außerordentliche Dinge hatten erzählen hören. Sie war aus ihrem Reiche entwichen, weil ihr hoher Sinn eine Krone gering schätzte, und weil sie abgeneigt war, dem Wunsche ihrer Unterthanen gemäß, ihren nächsten Verwandten zu heyrathen. Sie hatte ihre Ketzerey in die Hände des Pabstes abgeschworen. Es gab Leute, welche diese Handlung bis in den Himmel erhoben, und meynten, wenn sie die schwedische Krone niedergelegt, habe sie den Thron der ganzen Welt verdient. Andere hingegen wollten wissen, sie sey

durch Gewalt oder eigenen Leichtſinn aus Schweden vertrieben worden, wo ſie mit dem ſpaniſchen Geſandten einen allzuvertrauten Umgang gepflogen habe. Kurz, ſie war ſehr berühmt, folglich wurde ſie viel gelobt und viel geſcholten. Odendichter und Satyrenſchreiber ſprachen, jene von ihren Heldentugenden, dieſe von ihren Gebrechen. Sie war in Flandern und dann in Rom geweſen, nun wollte ſie Frankreich ſehen, und der große Ruf, der vor ihr hergieng, bewirkte, daß die Königin (Anna von Oeſterreich) ſich darauf freute, ſie kennen zu lernen. Auch hatte der König von Schweden — ein kriegeriſcher Fürſt, welcher anfieng, Furcht und Hochachtung einzuflößen — den Cardinal Mazarin erſucht, Chriſtinen wohl aufzunehmen, wozu dieſer ohnehin ſchon geneigt war. Sie wurde eben ſo empfangen wie vormahls Carl V., als er durch Frankreich nach Flandern gieng. Der König (Ludwig XIV.) ſandte den Herzog von Guiſe, die Königin Mutter ihren Gardehauptmann Cominges, um ſie an der Grenze zu bewillkommen. Der Herzog von Guiſe ſchrieb einen Brief an Einen ſeiner Freunde, in welchem er die fremde Fürſtin nach der Natur ſchilderte. Der König und die Königin laſen dieſen Brief mit Vergnügen, und Frau von Motteville nahm eine Abſchrift davon.

„Während ich schreckliche Langeweile habe,“ schrieb der Herzog, will ich versuchen, Sie zu belustigen, indem ich Ihnen ein treues Bild der Monarchin entwerfe, die ich begleite. Sie ist nicht groß, aber von üppigem Wuchs, hat einen breiten Rücken, schöne Arme, schöne weisse Hände, die jedoch eher einem Manne als einer Frau anzugehören scheinen. Eine hohe Schulter weiß sie sehr gut durch ihre seltsame Kleidung, ihren Gang und ihre Bewegung zu verstecken, so daß man Wetten darüber anstellen könnte. Sie hat ein großes Gesicht, starke Züge, eine Adlernase, einen großen aber nicht häßlichen Mund, ziemlich gute Zähne, sehr schöne feurige Augen, ihre Haut, trotz einigen Blatternarben, ist von lebhafter, schöner Farbe, der Umriß des Gesichts ziemlich verhältnißmäßig, aber in ein höchst seltsames Kopfzeug vermummt. Es ist eine gewaltige Mannsperücke, auf der Stirn erhaben, an den Seiten sehr dick, nach unten zu durchsichtig; oben auf dem Kopfe bilden die Haare eine dichte Mütze, und von hinten hat das Ganze Aehnlichkeit mit einem weiblichen Kopfputz. Bisweilen trägt sie einen Hut. Ihr Leibkleid ist hinten geschnürt, und gleicht unsern Mannsjacken, denn das Hemd guckt überall oben über dem Rocke hervor, den sie schlecht genug angebunden und auch etwas schief trägt. Sie ist immer stark ge-

pudert, bedient sich vieler Pomade und zieht fast nie Handschuh an. Ihre Fußbekleidung ist die eines Mannes, so auch ihre Stimme und fast jede ihrer Bewegungen. Sie spielt gern die Amazone, und ist wenigstens eben so stolz als der große Gustav, ihr Vater, aber dabey sehr höflich, sehr einschmeichelnd, spricht acht Sprachen, und vorzüglich französisch, als ob sie in Frankreich gebohren und erzogen wäre. Sie ist gelehrter als unsere ganze Academie mit sammt der Sorbonne, versteht sich vortrefflich auf Mahlerey und andere schöne Künste, und ist nebenher von allen unsern Hofintriguen besser unterrichtet als ich. Mit Einem Wort, sie ist fürwahr eine außerordentliche Person. Fast hätte ich vergessen noch hinzuzufügen, daß sie bisweilen ein Reitercollet und einen Degen zu tragen pflegt, daß ihre Perücke schwarz und ihr Busen wenig bedeckt ist."

Christine kannte den Hof so gut, daß sie zum Beyspiel den Gardehauptmann Cominges fragte: wie sich sein Oheim, der gute alte Guitaut, befinde? und ob sie das Vergnügen haben werde, ihn zornig zu sehn? (denn dieser Guitaut war sehr hitzig und die Königin Mutter hatte oft ihren Spaß daran.) Sie sagte auch: sie wisse wohl, daß man viel Gutes und viel Böses

von ihr spreche, nun werde man wohl sehn, daß beydes nicht wahr sey.

Am 8. September hielt sie ihren Einzug in Paris, nachdem man sie zuvor in Essone mit Schauspiel, Ballet, Feuerwerke empfangen, und eine Menge Damen hingefahren waren, sie dort zu sehn. Die Pariser Bürger, bewaffnet und wohl gekleidet, zogen ihr entgegen, und bildeten eine Hecke von Conflans an, wo sie geschlafen, bis zum Louvre, wo sie abtreten sollte. Alle Fenster und Balcons waren voll Damen und Herren, in allen Straßen Volksgewühl. Es währte von 2 Uhr Mittags bis 9 Uhr Abends, ehe sie den Louvre erreichte. Sie bewohnte dort die königlichen Zimmer, wo sich die schöne Tapete vom Scipio befindet, und ein weiß atlaßnes Bett mit Gold gestickt, welches der Cardinal Richelieu dem Könige hinterlassen. Bey ihrer Ankunft foderte sie zu trinken. Der Prinz von Conti, der hingegangen war, um sie zu complimentiren, reichte ihr die Serviette, die sie, nach einer höflichen Weigerung annahm.

Bey diesem ihrem ersten Erscheinen fanden alle rechtliche Leute sie liebenswürdig. Ihre Kleidung, die der Beschreibung nach so ausschweifend seltsam war, schien es weit weniger, wenn

man sie sah, wenigstens gewöhnte sich das Auge sehr bald daran. Ihre Züge fand man schön, und Jedermann bewunderte ihren lebhaften Geist, besonders aber ihre genaue Kenntnis von Frankreich. Sie wußte nicht allein die Familien und deren Wappen zu nennen, sie war auch mit allen Galanterien und Intriguen vertraut, ja sie kannte sogar die Liebhabereyen der französischen Herren. So zählte sie zum Beyspiel dem Marquis de Sourdis die vorzüglichsten Gemählde seines Kabinets her, rühmte die des Herzogs von Eloncourt, und lehrte die Herren oft Dinge, die sie selbst nicht wußten. Unter andern stritt sie mit Einigen, daß in der Kapelle eine kostbare Agathe befindlich sey, die sie sehen wollte, und die man endlich in der That zu St. Denis antraf. Sie war besonders artig gegen Männer, aber auch heftig und rauh; (brusque) nichts in ihrem Betragen gab Veranlassung, die üblen Nachreden zu glauben, die in ganz Europa auf ihre Rechnung herumliefen. Kurz, die schwedische Amazone gewann alle Herzen in Paris, die sie vermuthlich sehr bald wieder verloren hätte, wenn sie länger geblieben wäre.

Nachdem sie dort alle Merkwürdigkeiten besehen, und überall vom zuströmenden Volke fast

erdrücket worden war, kam sie nach Compiegne, um den König und dessen Mutter zu begrüssen. Sie wurde, nicht bloß als Königin, sondern als eine vom Minister geliebte Königin aufgenommen. Der Cardinal fuhr ihr nach Chantilly entgegen, wo sie zu Mittag speiste. Zwey Stunden nach der Mahlzeit erschienen der König und sein Bruder als Privatleute mitten unter den übrigen Höflingen. Der Cardinal präsentirte sie als ein Paar der vornehmsten Edelleute in Frankreich. Sie erkannte sie sogleich, denn sie hatte ihre Bilder im Louvre gesehn, und sagte: diese Edelleute schienen ihr würdig, Kronen zu tragen. Nach einigen gewechselten Höflichkeiten wurde der König, der damahls noch sehr blöde und wenig unterrichtet war, doch so vertraut mit dieser kühnen, stolzen, gelehrten Fürstin, daß es ihm recht wohl bey ihr gefiel. — Am andern Tage machte sich auch die Königin Mutter mit ihrem ganzen Gefolge auf, um Christinen zu empfangen. Diese Zusammenkunft geschah zu Fayet, einem Landhause des Marschalls de la Motte Houdancourt, drey Meilen von Compiegne. Die Chevauxlegers, die Gensdarmen und die Garden zogen prächtig gekleidet vor dem königlichen Wagen her. Anna von Oesterreich kam zuerst, und blieb mit dem ganzen Hofe auf einer Terrasse, von welcher einige Stufen in den großen Vorhof

herab führten; wo die Garden aufgestellt waren. Die Höflinge schimmerten in prächtig gestickten Kleidern, und da man den Pöbel zurückgedränge hatte, so gewährte der Hof, der auf der Terrasse wie auf einem Theater stand, einen imposirenden Anblick.

Bald nachher fuhr Christine unter Trompetenschall auf den Hof, ohne andere Begleitung, als die des Cardinal Mazarin und des Herzogs von Guise, denn sie hatte nur einige häßliche Weiber zu ihrer Bedienung mit sich, die sich nicht zeigten. Sobald Christine die Königin erblickte, die ihr einige Schritte entgegen kam, stieg sie aus; höfliche Worte wurden gewechselt; das Gedränge um beyde war so groß, daß sie eilten, sich demselben zu entziehen. Der junge König führte sie in das Haus, vor seine Mutter her. Viele fanden das unschicklich, und Ludwig selbst, nachdem er mehr heran gewachsen, hat seiner Mutter oft vorgeworfen, daß sie dieser Fremden, wie auch der Königin von Polen, den Vortritt bey sich zugestanden.

Frau von Motteville befand sich Eine der nächsten im Gefolge und beschreibt nun Christinens Gestalt selbst. Die Haare hiengen an diesem Tage sehr unordentlich um ihre Perücke, der

Wind spielte mit ihnen als sie aus dem Wagen stieg; die wenige Sorgfalt für ihre Gesichtsfarbe hatte diese gebräunt, so daß sie der Beobachterinn fast wie eine liederliche Zigeunerin vorkam, die zufälligerweise nicht so schwarz sey als gewöhnlich. Ihre ganze Gestalt flößte mehr Furcht als Wohlgefallen ein. Sie trug ein Kleid, halb wie eine Mannsjacke, halb wie eine Damen Hongreline (vermuthlich eine damahlige Mode) gestaltet, aber schlecht anschließend, daß Eine ihrer Schultern, nemlich die höhere, überall hervor guckte. Ihr Hemd war ein Mannshemd mit einem Kragen, der unter der Brust mit einer einzigen Nadel fest gesteckt war und den ganzen Rücken blos ließ, auch das vorne stark ausgeschnittene Leibkleid nicht bedeckte. Dasselbe Hemd guckte auch da wieder stark hervor, wo das Leibchen an den Rock schließen soll, und hieng ihr über die Hände herab, gerade wie bey Männern. Ihr grauer, mit goldenen und silbernen Borten besetzter Rock war kurz, und statt daß unsere Kleider schleppen, sah man bey ihr die Füße. Um den Gürtel ihres Rockes waren schwarze Bänder geknüpft; ihre Fußbekleidung war ganz männlich und nicht ohne Grazie. Der König führte sie in einen großen Saal zur Tafel, an welche nur Er und sein Bruder zu den beyden Königinnen sich setzten. Die andern um-

gaben neugierig die Tafel. Madame de Motteville beobachtete die Fremde sehr scharf, und gestand, — nachdem sie sich an ihre Tracht und Gesicht erst ein wenig gewöhnt — daß sie schöne, lebhafte Augen, sanfte, mit Stolz gemischte Züge habe. Auch gefiel sie ihr mit jedem Augenblicke immer besser. Sie schien größer und weniger verwachsen als man gesagt hatte; allein ihre Hände, die man als schön gerühmt, waren an diesem Tage so schmutzig, daß man von der Schönheit nichts erblicken konnte. Sie aß viel und sprach sehr gewöhnliche Dinge. Der Herzog von Guise zeigte ihr Mademoiselle Mancini, (des Königs damalige Geliebte) die unter den übrigen Zuschauern stand. Christine grüßte sie, und neigte sich tief vom Stuhle herab, um sie auszuzeichnen.

Nach aufgehobener Tafel fuhr der ganze Hof nach Compiegne, wo die Königin Mutter — nachdem sie ihren Gast in dessen Zimmer geführt — zu ihren Vertrauten sagte: sie sey entzückt von Christinen, deren Unterhaltung während der Fahrt sehr angenehm gewesen, ob gleich in der ersten Viertelstunde sie, die Königin Mutter, eben so vor ihr erschrocken sey, als die übrigen. Die schlaue Christine hatte sich unter andern, um Annen von Oesterreich zu gewinnen, eines Mit-

teils bedient, welches bey derselben unfehlbar gewirkt zu haben scheint, sie hatte nämlich — unter dem Vorwand, die Portraits des Königs und seines Bruders zu sehen, welche Anna auf ihren Armbändern trug — sie die Handschuh ausziehen lassen, ihr eine Menge artige Dinge über die Schönheit ihrer Hände gesagt, und zwar so unbefangen, daß Annen jede Verlegenheit erspart wurde. — Sobald Christine sich ein wenig ausgeruht, stattete sie einen Besuch bey der Königin Mutter ab, und gieng mit ihr in das italienische Schauspiel, welches sie sehr schlecht fand, und es gerade heraus sagte. Als man sie versicherte, die Schauspieler pflegen es sonst besser zu machen, antwortete sie ganz trocken: sie zweifle nicht daran, weil man sie bezahlt.

Nachher geleitete man die Fremde in ihre Zimmer, wo sie von des Königs Leuten bedient wurde. Man mußte ihr sogar Kammerdiener zum Auskleiden geben, denn sie war ganz allein, hatte weder Damen, noch Bedienung, noch Equipage, noch Geld; ihr ganzer Hofstaat bestand aus ihr selbst. Canut, der während ihrer Regierung Resident in Frankreich gewesen, befand sich bey ihr, und zwey oder drey häßliche Mannsbilder, die sie der Ehre wegen Grafen titulirte. Ein paar Weiber ließen sich auch bis-

weilen blicken, die eher Wäscherinnen als Damen glichen. Der Frau von Motteville kam Christine vor, wie eine Heldin aus den Ritterzeiten, die sich eben so kümmerlich behalf, wie Marfise oder Brademante, und die, wenn der Zufall sie nicht bisweilen zu einem großen Könige führte, wohl selten was Gutes zu essen bekam.

Am ersten Tage redete sie wenig, wie es schien aus Bescheidenheit. Dem Grafen Nogent, der, nach seiner Gewohnheit, ihr allerley alte Geschichtchen auftischte, sagte sie ernst: er sey glücklich ein so gutes Gedächtniß zu besitzen. Am andern Tage machte ihr der Cardinal und die ganze hohe Geistlichkeit die Aufwartung im geistlichen Ornat. — Sie selbst trug nun ein Leibkleid von feuerfarbnen Camelot und ihren grauen, besetzten Rock; ihre Perücke war gepudert und frisirt, ihre Farbe durch die Nachtruhe etwas erfrischt, auch hatte sie sich die Hände gewaschen, und kam Allen weit liebenswürdiger vor, als sie selbst zu begehren schien. In ihren Gesprächen war Geist und Leben. Sie neckte den Chevalier de Grammont mit seiner hoffnungslosen Liebe für Madame de Mercoeur. Man gieng auf die wilde Schweinsjagd, obgleich sie erklärte, sie liebe

dieſe gefährliche Jagd nicht, nur um des Ruhmes willen dürfe man ſich Gefahren ausſetzen.

Abends im franzöſiſchen Schauſpiel zeigte ſie oft ihr leidenſchaftliches Gefühl, ſchrie bey ſchönen Stellen laut auf, überließ ſich bald dem Vergnügen, bald dem Schmerz, ſchaukelte dabey nachläſſig mit ihrem Stuhle, oder fiel auch wohl bisweilen in tiefes Nachdenken, recht als ob ſie ganz allein in ihrem Kabinette geweſen wäre. Selbſt die Königin Mutter verſuchte oft vergebens, ſie aus ihren Träumereyen zu ziehen. Nach dem Schauſpiel hatten einige Herren vom Hofe ſich um ſie verſammelt, und hörten, wie ſie mit vieler Feinheit die Anhänglichkeit der Franzoſen an ihren König rühmte. Kurz, dieſer Tag gewann ihr groſſen Beyfall; bey der Königin Mutter wurde nur von ihr geſprochen. Einige ſatyriſche Zungen verſuchten umſonſt, ſie lächerlich zu machen. — Am 18. September wohnten beyde Königinnen einem Trauerſpiele bey, welches die Jeſuiten gaben, und über welches die von Schweden laut lachte. Tages darauf gab ihr der König ein Ceremonienfeſt, wo Pracht und Ueberfluß herrſchten, und wo man, wie gewöhnlich bey ſolchen Feſten, viel gähnte. Kurz nach dieſer unbequemen Feſtlichkeit langte ein Courier an, der dem Hofe die Nachricht von der Ein-

nahme von Valence brachte. Alsobald kam Christine, um Annen von Oesterreich Glück zu wünschen, und sie that es auf eine Art, als ob sie wirklich die Freude vom Herzen theile. Anna spielte eben Karten, Christine setzte sich neben sie, lehnte sich auf den Spieltisch, schien sich ganz mit Betrachtung von Annens schönen Händen zu beschäftigen, und sagte: ihre Reise von Rom nach Frankreich werde sie nie gereuen, wenn sie auch weiter keinen andern Vortheil davon hätte, als den, die schönsten Hände von der Welt gesehen zu haben. (Unmöglich konnte eine so kluge Frau das sagen, wenn sie nicht schon zuvor recht gut gewußt hätte, daß selbst die fadesten Schmeicheleyen über dieſen Punkt ihr bey der Königin nicht schaden konnten.) Nogent, der immer fort schwatzte, erzählte ihr, daß gerade vor hundert Jahren Valence gleichfalls von den Franzosen sey erobert worden. „Ich wünsche," sagte sie, „daß es in hundert Jahren noch einmahl geschehen möge, und daß auch Sie, Herr Graf, nach hundert Jahren dieſelben Geschichtchen wieder erzählen möchten, denn dann werde ich Sie lieber hören als jetzt." Es schien, sie könne dieſen Nogent nicht leiden, vielleicht weil sie erfahren hatte, daß er sich bisweilen über sie lustig machte. Am andern Morgen war der Beichtvater der Königin bey ihr, wegen einiger Beschwer-

den, die ihr über den Jesuitenorden entschlüpft waren. Eine derselben: daß der General der Jesuiten ihr in Rom keinen Besuch gemacht. (Der übrigen erinnerte sich Frau von Motteville nicht.) Nachdem sie des Beichtvaters Entschuldigungen angehört, versetzte sie spöttisch und ziemlich rauh: „Da ich den Einfluß Ihres Ordens sehr wohl kenne, so wollte ich lieber einen souverainen Fürsten als ihn zum Feinde haben; ich erkläre also, daß ich ganz mit Ihrer Entschuldigung zufrieden bin, nur werde ich die Herren Jesuiten mir weder zu Beichtvätern noch zu Schauspielern wählen.“ Durch die letzten Worte auf das schlechte Trauerspiel zielend, dem sie hatte beywohnen müssen.

Diese gothische Fürstin glich in nichts einem Frauenzimmer, besaß nicht einmal die dem Geschlechte eigne Schaamhaftigkeit; ließ sich zu jeder Stunde von Männern bedienen; gab sich Mühe, in jeder Bewegung männlich zu scheinen; schlug ein schallendes Gelächter auf, wenn der Buffo in der italienischen Comödie seine Sachen gut machte; rühmte oder seufzte über laut, wenn etwas Rührendes sie bewegte; fieng oft in der Gesellschaft an zu singen; fiel dann wieder in so tiefe Träumereyen, als ob sie die Starrsucht habe; war ungleich, rauh, schlüpfrig in ihren

Reden, sowohl Religion als solche Dinge betreffend, bey welchen den Weibern Zurückhaltung geziemt; fluchte mit unter; konnte nicht lange auf einer Stelle bleiben; stützte ihre Füße, in Gegenwart des Königs, der Königin und des ganzen Hofes, auf Stühle, die eben so hoch waren, als der, auf dem sie saß, und ließ sie bis an die Waden hinauf sehn; verachtet alle Frauenzimmer wegen ihrer Unwissenheit, und schwatzte mit Männern, gleichviel ob über schickliche oder unschickliche Gegenstände; beobachtete durchaus keine sonst unter gekrönten Häuptern gewöhnliche Sitte. Ihre beyden Weiber, so abscheulich sie auch waren, warfen sich ganz vertraulich auf ihr Bett, und lebten wie Kameraden mit ihr. Dennoch fand die Königin Mutter — die anständigste Dame von der Welt — Geschmack an ihr. Auch war es wirklich schwer, wenn man sie aufmerksam gesehen und gehört hatte, ihr jene Unregelmäßigkeiten nicht zu verzeihen. Freylich war sie nicht so geschliffen, wie die damahligen Franzosen. Man verglich sie mit den Gebäuden von Fontainebleau, die groß und schön, aber ohne Symetrie waren.

Bey ihrer Abreise, am 23. September, begleitete die Königin sie zwey Meilen weit, und beyde Damen schienen beym Abschied gerührt.

Der Marquis de St. Simon bewirthete sie zu Senlis, und Mr. du Plessis auf seinem schönen Schlosse Frêne mit außerordentlicher Pracht. Nicht weit von da fragte sie nach einer gewissen Demoiselle Ninon (de Lenclos) die — wie Madame de Motteville sich ausdrückt — durch Laster, Liederlichkeit und schönen Geist bekannt ist. Diese berüchtigte Ninon war die Einzige von allen Weibern in ganz Frankreich, welcher die Königin von Schweden einige Merkmale der Hochachtung gab. Von da aus ließ der König dieser nordischen Amazone Miethwagen geben und auch Geld, um sie zu bezahlen. So reiste sie weiter, bloß von ihrem häßlichen Trupp begleitet, ohne Gefolge, ohne Gepäck, ohne Silberzeug oder sonst ein königliches Merkmal.

Der heilige Ludwig.

Von Jahr zu Jahr an einem gewissen Tage das Andenken eines berühmten Mannes feyern, der ein Wohlthäter seiner Nation war, oder dafür gehalten wurde, das ist ein Gebrauch von,

aber nicht für Menschen erfunden; denn — so lange des Mannes Zeitgenossen leben, ist die Feyer überflüssig, und leben diese nicht mehr, so feyert die Nachwelt den Tag gedankenlos, ohne zu wissen warum, und ohne es wissen zu wollen. Ist dabey, wie gewöhnlich, verordnet worden, jedesmal eine feyerliche Lobrede auf den Helden des Tages zu halten, und ist den Herrn Rednern gar erlaubt, ihre, vom Kalender anbefohlenen, Ausbrüche der Bewunderung drucken zu lassen; so giebt das nach hundert Jahren einen entsetzlichen Schwall von schlechten Lobreden, über die sich der Gelobte alle Jahr im Grabe umwendet. — Das war auch vormals in Frankreich der Fall mit Ludwig dem Heiligen, dem zu Ehren jährlich ein Mitglied der Academie in redneriſches Entzücken gerathen mußte, während seine Herren Mitbrüder, die gleichfalls Pflichtgemäß in der Kirche erschienen, den Redner angähnten. Heut zu Tage, wo in Frankreich nichts Altes mehr gelobt wird — denn man hat genug mit dem Neuen zu thun — ist natürlich auch dieser Gebrauch abgekommen, der heilige Ludwig seinem Schicksale überlassen worden, und nichts übrig geblieben, als eine gewaltige Sammlung von Lobreden, bey welchen die Verfasser geschwitzt und die Zuhörer gegähnt haben.

Doch zeichnet sich unter diesen Panegyriken Einer sehr vortheilhaft aus, der vor 28 Jahren von dem Abbé du Tems gehalten wurde, und von welchem ich einige Stellen ausheben will. „Deutschland," sagt der Redner, gehorcht Gesetzen, damit es keinem Herrn gehorchen dürfe; (!) allein Frankreich bedurfte eines Herrn, um die Wohlthat der Gesetze kennen zu lernen; und Ludwig war es, der ihm Gesetze gab." — Dann zeigt er die Schwierigkeiten, welche Ludwig zu überwinden hatte. Um ein Volk in der Kindheit zu organisiren, ist hinreichend, dessen Schwäche durch einfache Vorschriften und mächtigere Beyspiele zu unterstützen, so nach und nach die Herzen der Ordnungsliebe zu öffnen, das Glück durch Tugend vorzubereiten: oder wenn von einem verwilderten Volke die Rede ist, da muß dessen Geist ganz umgestaltet, da müssen, an Stelle der Launen, des Irrthums und der Mißbräuche, Vernunft, Wahrheit, Ordnung treten; der Wille jedes Einzelnen, bisher durch Leidenschaften vom Ganzen getrennt, nach einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte geleitet, die Grundsteine der Volksvorurtheile und Sitten umgeworfen; die süßesten Gewohnheiten, die Gegenstände, an welche es gleichsam sein Daseyn knüpfte, ihm entrissen; gewissermaßen es dem Tode geweiht werden, um ein

neues Leben ihm zu schenken. Eine erhabene Beschäftigung, von der höchsten Weisheit nur solchen überlegenen Menschen vorbehalten, die sie zum Reiche zu stützen, hervor gerufen hat. Dieses Amt hat der heilige Ludwig verwaltet; er steht ausgezeichnet unter den Gesetzgebern, denn er wußte ein barbarisches, ungelehriges Volk auf die Herrschaft der Gesetze vorzubereiten; vom Throne herab vernichtete er die Tyranney durch sein Beyspiel; seine Rathschläge hatten die Kraft der Befehle; er lud freundlich ein, wo er nicht bezwingen konnte; er wurde Geleitsmann, wo er nicht Gebieter seyn durfte, und so bewirkte er, durch eine Gesetzgebung, die sich fast nur auf seine Domainen einschränkte, die Wiedergeburt der Monarchie." — Ich enthalte mich aus guten Gründen aller Parallelen, obgleich nach meiner Ueberzeugung, es sehr verdienstlich und nützlich wäre, die alte Geschichte stets mit der neuen zusammen zu stellen, um heilsame Resultate aus dieser Zusammenstellung zu schöpfen; denn wozu haben wir sonst die alte Geschichte.

Crebillon und die Katze.

Crebillon schrieb einen allerliebsten Roman, Tanzai, und wurde dafür auf einige Zeit ins Gefängniß nach dem Schlosse Vincennes geschickt. In der ersten Nacht war er kaum entschlummert, als er plötzlich etwas warmes, rauhes unter seiner Decke fühlte. Er meynte, es wäre eine Katze, jagte das Ding fort und schlief wieder ein. Am andern Morgen that es ihm leid, die Katze verscheucht zu haben, denn er liebte Katzen, und hoffte von dieser einen Zeitvertreib in seiner Einsamkeit. Er suchte sie vergebens in allen Winkeln. Kommt sie wieder, dachte er, so will ich sie besser empfangen.

Zu Mittag, als er seine frugale Mahlzeit verzehrte, gewahrte er in einiger Entfernung ein Thier, welches wie ein Affe auf seinen Hinter-

seinen saß, und ihm ruhig zusah. Das Zimmer war — wie bekanntlich alle dergleichen Zimmer — sehr dunkel, Crebillon hielt den Zuschauer für jene Katze, lockte das Thier freundlich, hielt ihm einen Bissen hin, sah es näher kommen, und erkannte nun, zu seinem höchsten Entsetzen, daß es eine sehr wohlgenährte, abscheulich große Ratze war. Das Ratzengeschlecht war ihm äußerst zuwider, er stieß daher einen lauten Schrey aus, und der Gast verschwand augenblicklich. Dagegen wurde der Kerkermeister durch das Geschrey herbey gezogen, der seinen Gefangenen auslachte, und ihm erzählte: der letzte Bewohner dieses Zimmers habe die Ratze, als sie noch ganz klein gewesen, so zahm gemacht, daß sie beständig mit ihm gespeist und sogar in seinem Bette geschlafen habe. „Das gefiel mir so wohl," fuhr der Kerkermeister fort, „daß ich selbst versuchte, diese ehrliche Ratze an mich zu gewöhnen, und Sie sollen urtheilen, ob es mir gelungen ist."

Bey diesen Worten nahm er ein Stück Fleisch in die Hand und rief: Raton! Raton! komm hervor mein kleiner Freund! — Alsobald zeigte Raton zuerst seinen Kopf, und, den bekannten Wohlthäter erkennend, sprang er ihm auf die Hand und verzehrte da den angebotenen Bissen.

Von

„Von diesem Augenblick an, erzählte Crebillon seinen Freunden, „wurde Raton mein beständiger Gesellschafter, trat wieder in Besitz aller der Rechte, die er unter meinem Vorgänger genossen, die Bettgenossenschaft ausgenommen) und gern hätte ich, bey meinem Abzug, ihn mit nach Paris geführet, wenn der wackere Kerkermeister nicht dagegen protestirt hätte. Ja, ich leugne nicht, daß ich mit Thränen in den Augen mich von Raton getrennt habe.“

Die Wuth der Zweykämpfe,

ein merkwürdiges und nicht sehr altes Beyspiel von diesem ernsthaften Unsinn.

Im Jahr 1627 schlug sich François de Montmorency, Graf von Boutteville, mit einem berüchtigten Raufer la Frette. Damahls war es aber nie hinreichend, daß zwey Menschen, vielleicht um einer Kleinigkeit willen, Einer des Andern Tod suchten; sondern auch die Secundan-

ten beyder Hauptpersonen, die sich nie gesehn, oder doch nie beleidigt hatten, kämpften, blos um der Ehre willen, auf Leben und Tod gegen einander. So wurde denn auch bey dieser Gelegenheit der Secundant des Grafen Boutteville getödtet; er selbst fürchtete üble Folgen und floh nach Flandern an den Hof der Erzherzoginn.

War er gleich hier vor dem Zorn seines Königs in Sicherheit, so doch nicht vor der Rache derer, welchen seine verdammte Zweykampfsliebhaberey schon mehrmahls Verwandte oder Freunde geraubt hatte. Kaum ein Jahr vorher hatte er den Grafen von Thorigny auf diese Weise ermordet, dessen Freund, der Marquis von Beuvron, schon längst vor Begierde brannte, seinen Tod zu rächen. Jetzt, als er erfuhr, Boutteville sey zu Brüssel, eilte er alsobald dahin, vermummt und nur von seinem Stallmeister Buquet begleitet. Er wurde dennoch erkannt und scharf bewacht, um neues Unglück zu verhüten. Da begab sich Boutteville zu der Erherzogin, betheuernd, er werde sich nie in ihren Staaten schlagen. Sie befahl dem Marquis Spinola, die Feinde wo möglich zu versöhnen. Spinola gab ein großes Gastgebot, wo die beyden Kampfdurstigen, in Gegenwart der vornehmsten Gäste, sich freundlich umarmten, und versprachen, ein-

ander nie zu beleidigen. Ein dritter Raufer, der Graf des Chapelles, war gleichfalls Zeuge von dieser Aussöhnung. Bald darauf, als Bouteville in Nancy war, empfing er von Beuvron acht Briefe hinter einander, sämmtlich des Inhalts: daß, da er, Beuvron, von allen Seiten zu genau bewacht werde, um nach Lothringen kommen zu können, so ersuche er seinen Gegner um die Gefälligkeit, sich Paris mehr zu nähern. Hinwiederum schrieb des Chapelles, den die Sache gar nichts angieng, an Beuvron: „Sie machen viel Lärm, mein Herr, verkündigen überall, daß Sie sich schlagen wollen, aber ich glaube es nicht eher, bis ich es sehe.“

Unterdessen hatte die Erzherzogin um Begnadigungsbriefe für Bouteville angesucht, allein der König antwortete: sein Gewissen erlaube ihm das nicht, und Alles was er, aus Achtung für seine Tante, thun könne, sey, den Grafen nicht verhaften zu lassen, doch unter der Bedingung, daß er sowohl den Hof als die Hauptstadt meide. Kaum erfuhr Bouteville die Antwort, als er keck erklärte: nun wolle er sich in Paris und sogar im Palais royal schlagen.

Wirklich reiste er alsobald mit des Chapelles dahin, ließ Beuvron seine Ankunft wissen, und ihn zu einer Zusammenkunft auf dem Königsplatz um 9 Uhr Abends einladen. Bey dieser Zusammenkunft schlug Beuvron vor, ihre Händel auf der Stelle auszumachen, ohne ihre beyderseitigen Freunde darein zu mischen. „Bey leibe nicht!" versetzte Boutteville; „ich nehme die Sonne zum Zeugen meiner Handlungen, habe auch zwey guten Freunden, des Chapelles und Berthe, versprochen, daß sie von der Parthie seyn sollen. Darum ersuche ich Sie, Morgen Nachmittag um drey Uhr sich gleichfalls mit zwey Freunden hier einzufinden."

Sogleich eilte Beuvron zu dem Marquis d' Amboise, einem Stiefsohn des Präsidenten de Mesmes, den er krank und durch Aderlassen sehr erschöpft fand. „Das ist ein fataler Streich," sagte Beuvron. „Morgen erwartet mich Boutteville mit zwey Freunden, deren Einer der berüchtigte des Chapelles, mit dem Sie schon so lange sich zu messen gewünscht haben; aber freylich, in Ihrem jetzigen Zustande ist daran nicht zu denken."

„Was? nicht daran denken?" schrie Amboise, „und wenn mir der Tod schon auf der

Zunge säß, so wollte ich die köstliche Gelegenheit nicht versäumen.“

Am andern Tage kamen die sechs Unsinnigen wirklich am bestimmten Orte zusammen. Nachdem ein Edelmann untersucht hatte, ob sie auch unter ihren Kleidern keine Panzerhemden trügen, wählte Jeder seinen Gegner; Boutteville stellte sich gegen Beuvron, des Chapelles gegen Amboise, la Berthe gegen Buquet, Beuvrons Stallmeister. Die Waffen waren Degen und Dolch. Boutteville und Beuvron giengen gleich so heftig aufeinander los, daß sie genöthigt waren, ihre Degen wegzuwerfen. Sie umklammerten einander, zogen die Dolche, hoben sie auf, stießen aber nicht zu, und man behauptete, Boutteville habe zuerst vorgeschlagen, den Kampf zu endigen, worauf beyde wechselseitig um Lebensschonung gebeten. Die Hauptpersonen zogen sich also ziemlich albern aus der Geschichte, während des Chapelles den Marquis d' Ambois niederstieß, und la Berthe sehr gefährlich von Buquet verwundet wurde.

Ein so öffentlicher Zweykampf in Gegenwart von mehr als tausend Zeugen mußte des Königs Zorn aufs höchste reizen. Er befahl die Schuldigen zu arretiren. Beuvron und Buquet hatten

ſich bereits nach England gerettet; Boutteville hingegen und des Chapelles wurden eingeholt, nach Vitry geſchleppt und dort in eine Kammer geſperrt? wo ſie die erſten ſechs oder ſieben Tage, dem Anſchein nach ſehr ruhig, Piquet mit einander ſpielten, dann brachte man ſie nach Paris in die Baſtille. Hier wurden ſie verhört. Boutteville bekannte Alles, des Chapelles ſuchte Ausflüchte. — Vergebens warf Boutteville's unglückliche Gattin ſich dem Könige zu Füßen; umſonſt verſuchten die angeſehenſten Perſonen des Hofes ihn zu beſänftigen, er blieb unerbittlich. Das Parlament erhielt Befehl, den Schuldigen nach aller Strenge den Prozeß zu machen.

Der Biſchof von Nantes allein erhielt die Freyheit ſie zu beſuchen, und es gelang ihm, ſie nach und nach auf einen chriſtlichen Tod vorzubereiten. Boutteville bat ſchriftlich die Präſidentin de Mesmes um Verzeihung wegen des Todes ihres einzigen Sohnes. „Nicht als ein Opfer des Haſſes oder der Rache iſt er gefallen,“ ſo ſchrieb er ihr, „denn ich habe ihn ſtets hochgeſchätzt; ſondern als ein elendes Opfer der falſchen Weltehre, die, ich bekenne es, den Geſetzen Gottes und der Natur widerſpricht. Empfangen Sie mein Blut zur Sühne, Madam, rufen Sie nicht die Rache des Himmels auf mich her-

ab, während ich ihn herzlich anflehe, Ihnen segenreich zu ersetzen, was Sie durch mich verloren." An seine Gemahlin schrieb er: „Mein gutes Weib! der Bischof von Nantes wird dir sagen, in welcher Stimmung ich dem Tode entgegen gehe, und ich hoffe, das werde dir zum Trost gereichen. Du wirst mit ihm überlegen, was für mein Seelenheil geschehen kann, und wirst auch bezahlen, was ich in der Welt noch schuldig bin. Dein Gebet kann mir grossen Nutzen gewähren, allein die Hauptsache ist, daß meine Schulden bezahlt werden. — Leb wohl! ich schweige von meiner gränzenlosen Liebe zu dir, aus Furcht, dich nur noch mehr zu betrüben."

Am 11ten Juny wurden beyde Verbrecher noch Einmahl öffentlich verhört, Boutteville zuerst, der Alle seine Aussagen bekräftigte. Auch des Chapelles war jetzo geschmeidiger, und bat, am Ende des Verhörs, nur noch um die Erlaubniß zu sprechen. Sie wurde ihm verwilligt. Er dankte, erkannte sich schuldig, flehte um strenge Gerechtigkeit für sich, allein um Gnade für seinen Gefährten, dessen Verdienste er hoch rühmte, die Thaten seiner Voreltern ins Gedächtniß rief; die Ritter beschwur, das Leben eines vortrefflichen Feldherrn zu retten, um der Mit- und Nachwelt Reue zu ersparen. — Alles vergebens! am

andern Tage wurde beyden das Todesurtheil bekannt gemacht.

Die Prinzessin von Conde, Montmorency, Angoulême, Ventadour, und die verzweifelte Gemahlinn Bouteville's eilten in die Louvre, um den König zu sprechen, der sich mit vieler Mühe entschloß, ihnen Audienz zu verwilligen. Als er erschien, warfen sich alle Damen auf die Knie und schrieen: Barmherzigkeit! Sire! Barmherzigkeit! Frau von Bouteville lag ohnmächtig auf dem Boden. — Der König, mehr Unwillen als Rührung äußernd, sagte zu der Prinzessin von Condé: „Ich bedaure Ihren Verlust, aber mein Gewissen verbietet mir, die Verbrecher zu begnadigen.“ Mit diesen Worten verschwand er.

Gegen fünf Uhr Abends kamen die Verurtheilten auf dem Grèveplatz an. Als der Henker dem Grafen Bouteville die Haare hinten abschnitt, fuhr dieser schnell nach seinem Knebelbart, wie er im Zorn zu thun pflegte. „Mein Sohn,“ sagte der Bischof von Nantes, „Sie haben mir versprochen, sich ganz der Welt zu entschlagen.“ — Er wurde ruhig. Man fragte ihn, ob er sich die Augen wolle verbinden lassen? — er antwortete

te, weinte, kniete nieder, und im nächsten Augenblicke war sein Haupt vom Rumpfe getrennt.

Als des Chapelles, der noch auf dem Wagen, mit dem Rücken gegen die Henkerbühne saß, vernahm, daß sein Gefährte todt sey, rief er: „lasst uns Gott für seine Seele bitten!“ — Dann bestieg er das Schaffot, betrachtete Bouteville's Leichnam, lehnte sich auf einen Priester, kniete einen Augenblick betend, legte den Kopf auf den Block, und der Henker verrichtete sein Amt. — Es liefen nachher viele Abschriften von des Chapelles Briefen an mehrere seiner Freunde herum, unter andern Einer an Frau von Bouteville, in welchem er sie tröstete so gut er konnte, sie beschwur, sich ihren Kindern zu erhalten, und für seine arme Mutter Sorge zu tragen. — Trotz aller dieser Kennzeichen seiner Reue, war und blieb doch Jedermann erbittert gegen ihn, und ein damahls berühmter Dichter von Gassenhauern (er hieß Blot) machte ein witziges gesungenes Lied auf ihn, in welchem die Freude der ganzen Hölle beschrieben wurde, als er unter seinen guten Freunden, den Teufeln, erschienen; Beelzebub, hieß es, habe ihn sogleich zu seinem Sardekapitaine ernannt.

Aber auch mit des Königs unerbittlicher Härte war man nicht zufrieden; auch er mußte sich gefallen lassen, folgende Zeilen zu lesen:

Peu fait pour tout autre renom,
S'il ne faut que' celui de Juste,
Qu'être aussi dur et froid qu'un buste.
Louis a mérité ce nom.

Der gesegnete Strand.

„Wir haben einen schönen, stürmischen Winter," sagte einst eine Bauerfrau in der Gegend von Dünkirchen, „aber dennoch hat Gott unsern Strand noch nie gesegnet." Das hieß nemlich, dennoch ist noch kein Schiff an unsere Küste gescheitert, und folglich haben wir nicht plündern können. Eben so sprechen die Kaffern, die, was das Plündern betrifft, den vormahligen Bewohnern der platten Küsten von Dünkirchen, Gravelliers und Calais nichts nachgaben. Das-

selbe sagen auch die Ehsten und bisweilen sogar ihre Herren. Also drey in weiter Entfernung von einander wohnende Völker, von sehr verschiedener Zivilisation, suchen auf gleiche Weise ihre Raubbegier zu beschönigen, indem sie einen segnenden Gott zu ihrem Mitschuldigen machen. Alle drey begnügen sich nicht bloß mit dem erbaulichen Gebet um diesen Segen, sondern bedienen sich zugleich einiger unschuldigen Mittelchen, um ihn desto sicherer zu gewinnen. Die Kaffern zünden an gefährlichen Stellen Feuer an, um die Schiffe herbey zu locken, und als einst ein menschlich Gesinnter — wie es deren sparsam unter allen Völkern giebt — heimlich hingieng, das täuschende Licht auszulöschen, beklagten sie, sich bitter über dessen Bosheit. Eben so machten es vormahls auch die Ehsten. Am schlauesten jedoch verfuhren die Franzosen an den oben genannten Küsten. Sie liessen nehmlich in finstern, stürmischen Nächten, einige Esel am Strande herum spazieren, nachdem sie ihnen zuvor den rechten Fuß fest gebunden, und ein Licht auf dem Rücken befestigt hatten. Der Gang dieser Nachtwandler ahmte nun so täuschend den Gang eines Schiffes nach, daß ferne Nothleidende häufig dadurch betrogen wurden, dem vermeinten Fahrwasser zueilten, und der lauernden Habgier in die Krallen fielen. —

d' Aubigné.

Dieser Ahnherr der berühmten Frau von Maintenon hat eine Universalhistorie geschrieben, die bekannter ist als sein Privatleben, welches er gleichfalls aufgezeichnet hat. Es wurde vor etwa achtzig Jahren in Amsterdam gedruckt; das Büchlein ist sehr selten geworden, enthält aber eine Menge interessanter Anekdoten, die um so anziehender sind, da sie von dem liebenswürdigen Heinrich dem Vierten handeln. Eine Auszug wird unterhalten. d'Aubigné selber mag sprechen.

„Ich bin im Jahr 1550 gebohren. Im siebenten Jahr übersetzte ich den Crito des Plato, weil mein Vater mir versprach, die Uebersetzung drucken, und meinen Kindeskopf in Kupfer davor stechen zu lassen. — Ein Jahr nachher ritt ich mit ihm durch Amboise, wo eben Jahrmarkt war.

Die Köpfe der Mitschuldigen an der bekannten Verschwörung von Amboise, an welcher auch mein Vater Theil genommen, stacken noch auf Pfählen. Die Unmenschen! rief er ganz laut, sie haben Frankreich enthauptet! Mit diesen Worten gab er seinem Roße die Sporn und sprengte zum Thore hinaus. Als ich ihn wieder einholte, legte er mir die Hand auf das Haupt, sprechend: „wenn Du jemahls Dein Leben schonst, wenn es darauf ankommt, den Tod jener Ehrenmänner zu rächen, so geb' ich Dir meinen Fluch "

„In Paris wurde ich bey einen berühmten Gelehrten, Nahmens Beroald, in Pension gethan. Als die Religionskriege und Ermordungen anhuben, floh dieser Beroald sammt mir und allen meinen Mitschülern, denn wir waren sämmtlich Protestanten. Wir wurden eingeholt, verhaftet; ich weinte nicht, doch als man mir meinen kleinen silbernen Degen von der Seite nahm, da weinte ich bitterlich. — Die Inquisitoren verhörten uns einzeln, ich antwortete keck. Man erklärte mir, daß wir alle zum Feuer verdammt wären. Als wir im Gefängniß wieder vereinigt waren, prüfte uns Beroald, ob wir auch den Muth hätten lieber zu sterben, als unsern Gott zu verrathen? Wir blieben standhaft. Abends brachte man uns zu essen, und zeigte uns

den Henker, der am andern Morgen uns hinrichten sollte. Da fielen wir alle betend auf unsere Knie und bereiteten uns zum Tode. Aber zwey Stunden nachher trat ein Offizier von unserer Wache herein, küßte mich auf die Wange und sagte zu Beroald: Aus Liebe zu diesem Kinde will ich Euch Alle retten oder mit Euch umkommen. Haltet Euch bereit. Doch ich brauche 50 bis 60 Thaler, um zwey Wächter zu bestechen; könnt ihr mir die geben? — Wir hatten Geld in unsern Schuhen verborgen, das sammelten wir und gaben es ihm. — Um Mitternacht kam er zurück. Der Vater dieses Kindes, sagte er, ist Befehlshaber zu Orleans. Versprecht ihr mir, daß er in seinen Diensten mich aufnehmen werde? — wir versprachen es und noch mehr. Da ließ er uns Alle einander bey den Händen fassen, mich oben an, ergriff selbst die meinige, schlich mit uns vor der Wache vorbey, hinaus aufs Feld, und nach vielen überstandenen Gefahren und Mühseligkeiten führte er uns glücklich nach Montargis."

Der junge d'Aubigné verlor seinen Vater, fiel in die Hände eines harten Oheims, entzog sich dessen Gewalt, lechzte nach Krieg, zeichnete sich durch Tapferkeit, fast mehr noch durch Verwegenheit aus, hatte mancherley ernste und lustige Abenteuer, und trat endlich in die Dienste Hein-

rich des Vierten, damals noch Königs von Navarra und ein Gefangener am Hofe Heinrich des Dritten. D'Aubigné, noch nicht zum Höfling eingeweiht, wurde anfangs von den Damen viel geneckt. Drey derselben, die zusammen 140 Jahre zählten, fragten ihn eines Tages: was betrachten Sie da? — „Die Alterthümer des Hofes," antwortete er keck, und von nun an ließen ihn die Damen zufrieden. — Einige Zeit nachher verließ der König von Navarra den Hof mit wenigen Vertrauten, unter welchen auch d'Aubigné sich befand. Unterweges wollte Heinrich in einem Schweinstall seine Nothdurft verrichten, (es war in einem Dorfe bey Montfort) ein altes Weib wurde es gewahr, und stand im Begriff, ihm mit der Sense von hinten den Kopf zu spalten, als d'Aubigné noch zu rechter Zeit den Streich auffing. — An demselben Tage gesellte sich ein Edelmann zu ihnen, der den König nicht kannte, und ihm eine Menge scandalöse Anecdoten von den Hofdamen erzählte, in welchen Heinrichs Gemahlin selbst eine Hauptrolle spielte. Der König lachte und ließ sich nichts merken. Als sie nun Abends vor die Thore von Chateau-neuf kamen, und der Wache zuriefen: „macht auf! Eurem Herrn, dem Könige von Navarra!" da erbleichte der lustige Erzähler, bebte und floh queerfeld ein mit der

hängtem Zügel. Er kannte den guten Heinrich nicht.

In der Folge machte d'Aubigné, auf Befehl seines Herrn, eine lange gefährliche Reise nach Gascogne, erhielt aber zur Belohnung nichts als Heinrichs Bildniß, und schrieb empfindlich darunter: „Sehet da einen seltsamen Fürsten! welcher Teufel hat ihn gemacht? Er giebt gemahlte Belohnungen für wirkliche Dienste.“

(Ce prince est d'étrange nature,
Je ne fais qui diable l'a fait!
Car il recompense en peinture,
Ceux qui le servent en effet.)

Dennoch leistet er dem Könige noch sehr wichtige Dienste, weigerte sich aber standhaft, der geheime Unterhändler seiner Liebesgeschichten zu werden. Darüber fiel er in Ungnade, trotzte und schrieb, als der Friede geschlossen war, folgenden Brief an Heinrich:

„Sire! Zwölf treue Dienstjahre, zwölf Wunden, die ich in Ihrem Dienste empfangen, Ihr Gefängniß, dessen Riegel ich brach, Alles das wird dieser Brief Ihnen vorwerfen. Er wird

Ih-

Ihnen sagen, daß meine Hand eben sowohl leer von Ihren Wohlthaten, als wie von Bestechungen blieb, mit welchen sowohl Ihre Feinde als Sie selbst sie oft zu besudeln versuchten. Ich widme Gott meine vergangnen Dienste, Ihnen meine künftigen, und werde Alles aufbiethen, Ihnen zu zeigen, daß Sie in mir verloren haben Ihren treuen d'Aubigné."

Bey seiner Abreise vom Hofe begegnete ihm ein Pudel, Nahmens Citron, auch ein vormaliger Liebling des Königs, der sonst stets auf dessen Füssen schlief, nun aber entlassen hungerte. Das arme Thier liebkoste dem wohlbekannten Höflinge, der jetzt ein gleiches Schicksal hatte. d'Aubigné that ihn in Pension bey einer alten Frau, nachdem er zuvor auf sein Halsband die Worte graben lassen: Königlicher Lohn der Treue. — Zufällig kam der König selbst am andern Morgen durch Agen, wo ihm sein armer Citron mit dem satyrischen Halsbande überliefert wurde. Er veränderte die Farbe, als er die Inschrift las, wurde aber bald noch weit verlegner, als die Stände von Languedoc in einer Generalversammlung ihn dreist befragten: wo d'Aubigné sey? und was aus einem so treuen Diener geworden, der ihre Provinz gerettet habe? — Heinrich antwortete, er betrachte ihn noch

immer als ihm angehörig, und werde ihn bald zurück berufen.

Es währte auch nicht lange, als verschiedene Treulosigkeiten, die der König von seinen sogenannten Freunden erfuhr, ihn bestimmten, vier Briefe nach einander an den verstoßenen, ehelichen Günstling zu schreiben, der sie aber trotzig alle vier ins Feuer warf, bis er endlich erfuhr, daß Heinrich, während d'Aubigné's Gefangenschaft zu Limoges, einige Edelsteine der Königin hatte verkaufen wollen, um ihn auszulösen, und daß, als er die falsche Nachricht vernommen, man habe seinem rauhen Liebling den Kopf abgeschlagen, er in tiefe Trauer versunken und seine Ruhe verloren habe. Das rührte endlich den eisernen Mann. Er kam zurück, nebst einem gewissen Decour, einer Art von Hofnarren, der Kammerdiener beym Könige gewesen, allein Trotz aller Bitten nicht hatte bleiben, sondern lieber seinem Wohlthäter in die Verbannung hatte folgen wollen. Diesen Decour sandte jetzt d'Aubigné voraus, um ihn zu melden. „Wo kommst du her?“ fragte Heinrich. — *Ja*, antwortete Decour, und auf alle Fragen hatte er keine andere Antwort, als *Ja*; bis endlich der König ungeduldig wurde, da sprach Decour: „Sire! ich sage Ja, weil die Könige Alle die fort-

zusagen pflegen, die nicht immer Ja sagen." — Solche herbe Wahrheiten hörte der gute Heinrich und zürnte nicht.

Aber d'Aubigné vergalt ihm auch sehr bald wieder die erneuerte Freundschaft, wenn gleich auf seine gewohnte, rohe Weise. Die französische Parthey hatte Heinrichs Vertrauten, Segur, bestochen, (wenigstens glaubte es d'Aubigné) den König zu einer Reise nach Paris zu überreden, ein Wagstück, vor dem alle eifrige Hugenotten zitterten. Einst gieng Segur durch einen Saal, wo die kriegerische Jugend sich eben in den Waffen übte. Als d'Aubigné den Höfling erblickte, gieng er, noch ganz erhitzt vom Fechten, auf ihn zu, ergriff seine Hand, führte ihn an ein Fenster, aus welchem man einen steilen Felsen sehen konnte, und sprach: „Im Nahmen aller ehrlichen Leute soll ich Ihnen sagen, daß Sie, an demselben Tage, an welchem der König nach Frankreich abreist, dort herunter springen müssen." — „Wer wird es wagen, mich diesen Sprung thun zu lassen?" erwiederte Segur trotzig. „Ich," versetzte d'Aubigné, „und wenn ich es nicht allein vermag, so habe ich hier Gehülfen." — Segur sah sich um. Alle starrten ihn an und drückten die Hüte in die Augen. Die Reise unterblieb.

Bald nachher verließ d'Aubigné auf kurze Zeit den Hof, um seine Gemahlin zu besuchen. Da erfuhr er, daß die Gräfin von Guise, Heinrichs Maitresse, vereint mit Mehrern seiner Feinde, dem Könige das Versprechen abgedrungen, ihn umbringen zu lassen, wenn er zurück komme. Sogleich setzte er sich zu Pferde, trotz der wehmüthigsten Bitten seiner Freunde, und ritt hin. Mit einem Dolch bewaffnet (gegen seine Gewohnheit) stieg er eine geheime Treppe hinan, und stand plötzlich im Kabinet des Königs, wo dieser mit der Gräfin sich ganz allein befand. Der bestürzte Heinrich wußte nicht recht, wie er ihn empfangen sollte. „Wie Sire?" sagte d'Aubigné, „Sie schwanken? — ich bin gekommen zu fragen, was ich verbrochen? und ob Sie meine Dienste als König oder als Tyrann vergelten wollen?"

„Du weißt wohl," erwiederte Heinrich, „daß ich Dich liebe; aber ich bitte Dich, besänftige den Segur, der sehr erbittert gegen dich ist." — Das that d'Aubigné auf der Stelle, und jagte dem Minister durch seine Vorwürfe und seinen Dolch einen solchen Schrecken ein, daß er schnell zum Könige eilte, und den Verleumdeten selbst rechtfertigte, ihm auch eine Summe für vormahls aufgewandte Reisekosten auszahlen

ließ, von der d'Aubigné schon längst keinen Heller zu erhalten befürchtete.

Er fuhr nun redlich fort dem Könige zu dienen, war Zeuge von Heinrichs Erhebung auf den französischen Thron, und wurde bey der Belagerung von Rouen zum Sergent de Bataille ernannt. Dann zog er sich, ohne zu sagen warum, zurück, und lebte verschiedene Jahre entfernt vom Hofe, bis er abermahls erfuhr, Heinrich sey sehr erzürnt gegen ihn, und habe bey offner Tafel geschworen, er wolle ihn umbringen lassen, wenn er ihm jemahls wieder in die Hände falle. — Sogleich setzte sich d'Aubigné wieder auf, und ritt nach Chauny gerade vor die Wohnung der schönen Gabriele, wo man den König erwartete. Zwey seiner Freunde erblickten ihn dort, und warnten ihn sehr ernstlich, aber umsonst. Er hörte sogar die Officiere von der Wache unter sich berathschlagen, ob sie ihn dem Gardecapitain oder dem Pallast-Präfekten als Gefangenen übergeben sollten. Er kehrte sich an nichts, sondern war vielmehr so kühn, sich Abends zwischen die Fackeln zu stellen, welche den König erwarteten. Der Wagen kam. Er hörte deutlich, daß, bey seinem Anblick, Heinrich zu seinen Begleitern sagte: Siehe da

Monseigneur d' Aubigné." Dieſes Monseigneur ſchien ihm von ſchlimmer Vorbedeutung.

Indeſſen trat er keck hinzu, als man ausſtieg, und — der König küßte ihn, befahl ihm ſogar, ſeiner Maitreſſe aus dem Wagen zu helfen, und ließ ſie die Maske abnehmen, um ihn gleichfalls zu küſſen; (denn damahls fuhren die Damen, entweder aus Sittſamkeit, oder um ihre ſchöne Haut zu ſchonen, nur maskirt aus.) Die Höflinge waren nicht wenig erſtaunt über dieſen Empfang; noch mehr, als d' Aubigné die ſchöne Gabriele in ihre Zimmer führte, wohin Niemand folgen durfte als ihre Schweſter, Juliette. Dort ſpazierte d' Aubigné zwiſchen dem König und Gabrielen länger als zwey Stunden auf und nieder, ſprach mit ſeiner gewöhnlichen Freymüthigkeit, und nahm dadurch die Maitreſſe dergeſtalt ein, daß ſie dem Könige anlag, ihm ſogar die großen Entwürfe zu vertrauen, die er für die Erhebung ihres Kindes gemacht hatte. Heinrich ließ den kleinen Ceſar (nachmahligen Herzog von Vendome) ganz nackend herbringen, legte ihn ſeinem alten, treuen Diener auf die Arme, und ſagte: „Sobald der Junge drey Jahr alt iſt, ſollſt Du ihn nach Xaintonge führen und unter den Hugenotten erziehen

lassen; damit sie ihm geneigt werden." — So wenig war Heinrich im Stande, Groll zu hegen.

Von solchen interessanten Zügen wimmelt dieß selten gewordene Büchlein. Ich füge nur noch ein Gespräch zwischen d'Aubigné und dem besten der Könige hinzu. Ersterer, dem die Höflinge unaufhörlich Fallstricke legten, glaubten sich nicht mehr sicher in Poitou, wo er, durch den Tod des Herzogs de la Trimouille, den einzigen Beschützer, dem er vertraute, verloren hatte, denn die übrigen Häupter der Hugenotten, hatten sich durch Pensionen bestechen lassen. Er stand im Begriff aus dem Lande zu fliehen, als eigenhändige Briefe des Königs ihn nach Hofe luden. Er gehorchte. Heinrich übergab ihm die Aufsicht über die Turniere, welche damahls veranstaltet wurden, und sprach länger als zwey Monate kein Wort von dem, was er gegen ihn auf dem Herzen hatte. Endlich, eines Tages auf der Jagd, hub er an: „d'Aubigné, ich habe noch nicht von den Religionsversammlungen mit Dir geredet, denen Du beywohnst, und wo Du, durch Deinen Eifer, Alles verderben kannst. Ich weiß, Du meinst es ehrlich."

„Sire," antwortete der Unerschrockene, „man hat mich zum Deputirten dabey erwählt,

ohne mein Zuthun, während viele Andere nach dieser Ehre griffen. Ich wußte recht gut, daß die vornehmsten Hugenotten an Ew. Majestät verkauft waren. Habe ich Ihr Mißfallen dadurch erregt, so will ich doch lieber sterben, oder das Reich meiden, als Ihre Gnade durch Verrath meiner Brüder erkaufen. Allein es geschehe was da wolle, so werde ich doch stets Gott bitten, daß er Sie segne und erhalte."

Da umarmte ihn der König gerührt, sagte, er vertraue ihm mehr als allen Zweyzünglern, und ritt fort. d'Aubigné folgte ihm schnell und rief bewegt: „Sire! ich sehe Ihr altes Gesicht wieder, und das macht mich so kühn, auch meine alte Freymüthigkeit wieder anzunehmen. Knüpfen Sie Ihr Wamms auf, lassen Sie mich Ihr Herz sehn, sagen Sie mir, warum Sie auf mich gezürnt?" — Heinrich erblaßte, wie er pflegte, wenn er sehr bewegt war: „Du wußtest," antwortete er, daß ich Trimouille haßte, und doch fährst Du fort, ihm Anhänglichkeit zu beweisen."

„Sire," erwiederte d'Aubigné, „ich bin zu Ihren Füßen erzogen worden, und habe da früh gelernt, Freunde in der Noth nicht zu verlassen." — Heinrich umarmte ihn noch einmahl

herzlich, und sagte: „Geh, geh, ich liebe Dich.“ — Meine Kinder! ruft d'Aubigné bey dieser Stelle aus, (denn seine ganze Lebensbeschreibung ist an seine Kinder gerichtet) wahrlich! Frankreich hat einen seiner größten Könige verloren! er war nicht fehlerfrey, aber er besaß dagegen die erhabensten Tugenden.

Ein Schreiben des Cardinal Granvella.

Dieses merkwürdige Schreiben eines merkwürdigen Mannes befindet sich im zweyten Bande der Mémoiren der Brüsseler Academie; es ist gerichtet an einen gewissen Belin, der in dem Criminalproceß der Grafen Egmont und Horn das Amt eines Fiscal verwaltete. Belin war ein ehrlicher Mann, bekleidete schon früher dasselbe Amt zu Aumont in Burgund. Der schlaue Granvella, aus dem Leben Carl des V. zur Genüge bekannt, schickte ihn in die Niederlande, ein neues Werkzeug der Tyranney des Herzogs von Alba. Es scheint, der Herr Cardinal habe zwar Belin's Verdienste, aber nicht dessen Redlichkeit

gekannt. Der neue Fiscal war nicht so gefällig als man gehofft hatte; er durchschaute die Intriquen der Spanier, welche alle Flammänder aus Alba's blutdürstigen Rath zu verdrängen strebten; er rügte laut die Unregelmässigkeit der Procedur gegen die angeklagten Grafen, und als seine Stimme nicht durchdrang, klagte er es dem Cardinal, der in mehreren Briefen ihn zur Geduld ermahnte, und endlich den folgenden schrieb, welcher die vortrefflichsten und abscheulichsten Lehren für einen Menschen enthält, der, es koste was es wolle, emporklimmen will. Keine mir bekannte Schilderung dieses vollendeten höfischen Staatsmannes, stellt seinen Charakter so ganz in der Blösse dar, als dessen eigne Feder in diesem Briefe.

„Rom den 23sten December 1567. Mit Verdruß habe ich aus Ihrem letzten Schreiben ersehn, daß Sie sich mit den dortigen Staatsbeamten, und sogar mit solchen Spaniern nicht vertragen können, die der Herzog von Alba liebt, sie mögen es nun verdienen oder nicht. Sie würden wohl thun, Leuten zu folgen, die den Hof besser verstehen. Haben Sie schon vergessen, was ich Ihnen zu Besançon in meinem Zimmer sagte: Beleidigungen und Pillen muß man verschlucken, ohne

sie zu kauen, so schmeckt man das Bitt-tere nicht.“

„Wie oft habe ich nicht den Prinzen von Oranien vom hochseligen Kaiser rühmen hören, weil er jeden Auftrag, groß oder klein, willig übernahm, und weil man ihn zu Allem brauchen konnte. Das lieben die Fürsten und es ist der sicherste und kürzeste Weg, bey Hofe empor zu kommen.“

„Ich habe Sie zu Ihrem jetzigen Posten empfohlen, hoffend, Sie würden ohne Leidenschaft Ihr Amt verwalten, und sich dadurch den Weg zu Beförderungen bahnen. Wenn Sie aber zu empfindlich sind, in Launen sich nicht zu schmiegen verstehen, nichts leiden wollen, sich verhaßt machen, so rufe ich mit dem Propheten aus; Quod in me fuit hoc praestiti tibi. Sie sprechen von vier Köpfen unter Einem Hute? wozu soll das? — Sie führen Gesetze an? werden Sie, mit sammt Ihren Gesetzen, mehr Einfluß als die Spanier auf den Herzog haben? — Man begehrt Ihrer dort nicht, um sich Steine in den Weg werfen zu lassen. Sie sagen, Sie wollen Ihren Abschied fodern? — Wenn Sie das thun, so wird man Ihnen den Abschied geben, und wird sprechen: die Bur-

gunder sind Hitzköpfe, mit denen sich Niemand vertragen kann. Sie haben Verdienste? desto schlimmer in diesem Falle, denn der Neid klemmt sich stets an das Verdienst. Den Neid muß man still tragen und sanftmüthig fortarbeiten. Ich bitte Sie ums Himmelswillen, thun Sie was man von Ihnen verlangt, und wie man es verlangt. Stelle man Sie, wohin man wolle, Ihr Platz wird doch immer besser seyn, als den Sie in Burgund einnahmen, folglich dienen Sie nach dem Geschmack des Herzogs."

„Wer empor steigen will, muß leiden, besonders im Anfang, und darf nicht so kleinmüthig gewissenhaft seyn. Wären Sie an meiner Stelle gewesen, als ich in Flandern täglich hören mußte, man werde mit Dolchen auf mich lauern, Sie wären vor Angst gestorben. Ich muß sogar hier noch auf meiner Huth seyn. Wer hinauf will, muß für seine Haut nicht fürchten."

„Sie sprechen von dem, was man in Deutschland gegen die Proceduren sagen und schreiben wird? Lieber Himmel, lesen Sie doch, was man Alles in Flandern und Deutschland, bey Gelegenheit der Gefangenschaft des Landgrafen von Hessen gegen mich geschrieben hat; ich habe das

Alles verschluckt wie Milch. Papier ist kein Dolch. Machen Sie es auch so. Befassen Sie sich nicht damit, fremde Handlungen zu controliren. Sie sind ein Neuling; merket man dergleichen, so wird man sich Ihrer entledigen, und die Welt wird sagen: man hat recht gethan. Das Censoramt ist ein gefährliches Amt, das überlassen Sie andern, die schon sprechen werden, wenn sie dürfen. Thun Sie, was man Ihnen heißt, und bekümmern Sie sich übrigens um nichts.

„Sie erzählen mir von meinen Feinden? dadurch thun Sie mir gar keinen Gefallen. Mein Grundsatz war beständig, keinen Menschen auf der Welt für meinen Feind zu halten. Ich bitte Sie inständig, mischen Sie mich nie mehr darein, erwähnen Sie meiner weder im Bösen noch im Guten, thun Sie als ob Sie mich gar nicht kennten; Sie werden sonst mir und sich selbst schaden, und wenn man Sie verabschiedet nach Burgund zurück sendet, so werden Ihre Neider lachen und Sie sind entehrt (!) — Sie sagen, man werde mir die Pforte verschließen. Wissen Sie, denn, wornach ich trachte? Ich weiß Alles und sehe weiter. Ich bin zufrieden, wenn mein Herr zufrieden mit mir ist. Ich bin weder Flammänder noch

Italiener, ich bin was man will, und weder mehr noch weniger als man will. Versuchen Sie es daher nicht noch einmal, mich hetzen zu wollen, ich weiß längst, daß dabey nichts herauskommt. — Ich empfehle mich in Ihr Andenken und bitte den Allmächtigen, daß er Ihre Wünsche erfülle.“

Lehren einer Großmutter an ihre Enkelin.

In verflossenen Jahrhunderten geschah es bisweilen, daß die Großen der Erde, Fürsten und Fürstinnen, ihre Grundsätze und Erfahrungen selbst aufzeichneten, zum Nutzen für ihre Kinder und Enkel. Heut zu Tage, wo die Erfahrungen zu nichts auf der Welt nützen, und alle Grundsätze, wie Unkraut, durch das Schwert, oder durch den Egoismus entwurzelt werden, hütet man sich wohl, dergleichen überflüssige Dinge zu unternehmen. Die Lehren, von welchen hier die Rede ist, ertheilte einst die Herzogin von Li-

ancour ihrer Enkelin, der Mademoiselle de la Roche-Guyon. 1693, achtzig Jahr nach dem Tode der guten alten Dame, wurden sie gedruckt, und vor etwa dreyßig Jahren zum zweytenmahl aufgelegt. Die Verfasserin selbst war in ihrer Jugend durch Kreuz und Leiden zu einem Tugendmuster gebildet worden. Als Gattin eines jungen ausschweifenden Mannes gelang es ihr, nach achtzehn im Kummer verlebten Jahren, durch Geduld und Sanftmuth ihn wieder an sich zu fesseln. Er zog mit ihr auf das Land, wo sein Haus eine Wohnung des stillen Glücks, und eine Freystatt für jeden vom Aberglauben verfolgten Weisen wurde. Freylich bestrafte ihn sein Pfarrer durch Verweigerung der Absolution, unter dem Vorwand, daß er die fünf Sätze des Jansenius nicht glaube; es scheint aber nicht, daß dieser geistliche Donner das häusliche Glück des fürstlichen Paares im geringsten erschüttert habe.

Die Herzogin hatte nur einen Sohn, der jung starb und eine einzige Tochter hinterließ, für welche die wackere Großmutter die Feder ergriff. „Man überredete mich," so hub sie an, „daß Lehren aus meinem Munde, wenn gleich ungekünstelt vorgetragen, einen stärkern Eindruck als fremde Worte und Schriften auf meine geliebte Enkelin machen werden. Ich gebe dieser

angenehmen Vorstellung nach und zeichne für dich auf, was Erfahrung mich selbst gelehrt."

Wenn jede verständige Mutter dieses Beyspiel nachahmte, so würden unsere Töchter den ganzen Schwall von Erziehungsschriften entbehren können. Der Unterricht der Herzogin ist in 16 Kapitel getheilt. Im ersten spricht sie vom Gebrauch der Zeit, die damals noch als etwas Kostbares betrachtet wurde. Die folgenden handeln vom Vergnügen und Ruhe; vom wahren Glück; von den Pflichten einer Gattin; vom Umgang mit der Welt, wo freylich Grundsätze vorkommen, die mit den heutigen seltsam contrastiren. „Dulde keine Besuche von Männern," sagte sie, „deren Alter oder Lebensart deinem Rufe schaden könne. Finden sich solche bey dir ein, wenn du allein bist, so laß ohne Umstände deinen Wagen anspannen, sprich, du habest Geschäfte und laß sie stehn. Es hat nichts zu bedeuten, wenn sie auch merken, warum du so handelst; es ist genug, daß du ihnen nichts davon sagst."

Eine andere ihrer goldnen Lehren lautet so: „Dränge dich nicht aus Eitelkeit zu den großen Fürstinnen; theils würdest du bloß Neid erregen, theils würde es dir schwer werden, ihnen zu wi-

dere

versprechen, wenn sie etwas Böses vorhaben. Es könnte sich treffen, daß dein Gemahl zu der einen Hofpartey und du selbst zu der andern gehörtest. Es würde dir beschwerlich seyn, sie überall zu begleiten; sie hingegen würden für Schuldigkeit halten, was du hundertmahl gethan, und dich hassen, wenn du es ein einzigesmal unterliessest."

Auch über die Erziehung sagt sie viel Gutes, besonders in Rücksicht auf ihren Stand. „Präge den Erziehern deiner Kinder wohl ein, daß sie ihnen nicht in den Kopf setzen, das Eine sey bestimmt Abbé, das andere Chevalier zu werden u. s. w. Verständig und tugendhaft laß sie erziehen, denn das ist gut in allen Ständen. Das übrige überlasse ihrer Neigung und dem Schicksal."

Auch Lehren der Wirthschaftlichkeit hat die gute Großmutter, trotz ihres hohen Ranges nicht vergessen, und es wäre zu wünschen, daß jede Dame von Stande auch in dieser Hinsicht das zweyhundertjährige Büchlein studieren möchte. Die letzte Auflage desselben ist noch mit einer andern kleinen, merkwürdigen Schrift vermehrt worden, betitelt: Die Pflichten der Großen, deren Verfasser der Prinz von Conty ist. Was er darüber sagt, wäre freylich in dem

Munde eines Philosophen nur unbedeutend, aber in dem Munde eines Prinzen gewinnt ein Grundsatz wie der folgende neues Interesse: „nicht um ihrer selbst willen sind die Großen der Erde durch Macht und Ansehn ausgezeichnet, sondern allein zum Heil des Volkes.“ — Sein Testament wird in unsern Tagen freylich belächelt werden. Er macht sich darin bittere Vorwürfe, daß er in seiner Jugend einen Krieg geführt, durch welchen Tausende unglücklich geworden. Er erzählt, daß er entschlossen gewesen, alle seine Güter zu verkaufen, um den zugefügten Schaden zu ersetzen, daß aber die Prälaten und Schriftgelehrten ihm solches untersagt, weil er seinem Stande gemäß leben müsse. Indessen habe er sich doch so viel möglich eingeschränkt, und jährlich ein ansehnliches Ersparniß zu diesem löblichen Zweck verwendet. Darauf machte er es seinen Erben zur Pflicht, ein gleiches zu thun, ja, er verordnet ausdrücklich, daß wenn seine Kinder vielleicht andere Güter erwerben würden, sie die von ihm geerbten sogleich verkaufen, und, nach einer von ihm selbst entworfenen Liste, vertheilen sollen. — Man muß bekennen, daß solch ein Glaube jetzt weder in noch außer Israel gefunden wird.

Sie und Du.

Ein junger Ehemann mußte verreisen bald nach den Flitterwochen. Natürlich schrieb er schon von der ersten Station einen sehr zärtlichen Brief an seine schöne junge Frau, ob er gleich noch immer nicht wagte sie zu duzen. Unter andern hatte er ihr die Frage vorgelegt: ob sie auch ganz glücklich sey? oder ob etwas an ihm ihr mißfalle? Gern — so betheuerte er — wolle er sich alle Mühe geben, abzulegen, was die reinste Liebe auch nur einen Augenblick stören könne. Hierauf erhielt er folgende Antwort:

„Nein, lieber Carl, ich bin ganz glücklich, ganz zufrieden, bis auf eine Kleinigkeit. — Und die wäre? — Ich hasse das kalte Sie. Dir habe ich keine Vorwürfe zu machen, aber Ihnen. Muß die Liebe ihre Sprache von der Förmlichkeit entlehnen? — Amor ist unter den

Griechen gebohren, die ihm alle entgegen riefen: sey Du willkommen! — Der holde Knabe erschricke, so oft er mit Sie angeredet wird, denn er bildet sich ein, es sey von mehreren Personen die Rede, und wird eifersüchtig. Du friert, wenn Sie ihm zu nahe kommt, und schlüpft schnell in den Mund eines Liebenden, um sich wieder zu erwärmen. Ja, wenn Sie an das Herz klopft, so macht Du ihm nicht eher auf, bis es Brüderschaft mit ihm getrunken hat. Auch das Vertrauen ladet Sie vergebens bey sich ein. Das Vertrauen ist an den Umgang mit Du verwöhnt und verstummt in der vornehmen Gesellschaft. Wenn die Zärtlichkeit ein Herz überwältigt, so ist Du das Erste, was daraus hervorschlüpft; Sie wird exilirt, Assembleen sind sein Verbannungsort. — Werden Sie bald zurückkommen? ich wünsche blos Dich wieder zu sehn. — Ich bin Ihre glückliche Gattin, doch lieber wär' ich noch

Dein glückliches Weib.

Antwort.

Ich fühle, daß Sie Recht haben, und eile es Dir zu sagen. Doch wär' es undankbar von uns beyden, wenn wir dem Sie mit schnöden Worten seinen Laufpaß gäben; es hat wenigstens

verdient freundlich entlassen zu werden; denn es gab eine Zeit, wo Sie mich bey Ihnen einführte, und ob ich gleich im Stillen vom ersten Augenblick an Dich anbetete, so durfte ich es doch Ihnen nicht bekennen. Du herrschest incognito in meinem Herzen; nur was die Lippen sprachen hörten Sie.

Ja, Sie hat das schöne Glück erworben, welches Du mir gewährst, darum bleib ich ihm stets gewogen. Weil es aber bey Dir in Ungnade gefallen, so soll es auch auf ewig aus Ihrer Gegenwart verbannt seyn. Ohnehin hatte schon längst mein Herz mir zugeflüstert, daß ich bloß nach Dir mich sehnte; die Gewohnheit allein war Schuld, daß ich in meinem letzten Briefe diese Sehnsucht Ihnen schilderte. Nun ist aber fest beschlossen, daß ich an Sie zum letztenmale schrieb, und überhaupt nie zu Ihnen zurückkehren werde. In Deine Arme fliegt

Dein treuer Gatte.

Sobiesky.

Die Geschichte des Helden, der Wien rettete, ist bekannt, weniger der Brief, den er nach dem, am 12ten September 1684 erfochtenen Siege, an seine Gemahlin schrieb. Er befindet sich in einem 1686 zu Cölln gedruckten Buche: l'Etat Présent de la Hongrie p. 161. Es würde höchst interessant, minder für die Geschichte als für den Menschenbeobachter, seyn, (der allein aus der Geschichte wahren Nutzen zieht), wenn man eine Sammlung von solchen Berichten veranstaltete, die von den Siegern selbst, bald nach gewonnener Schlacht, verfaßt worden sind. Im Rausch des Glückes ist eben so viel Wahrheit als im Weinrausch.

Nachdem Sobiesky seiner Gemahlin die Schlacht geschildert, und von der reichen Beute gesprochen, welche die Türken in ihren hundert-

tausend Zelten zurückgelassen, fährt er fort; „Ich erzähle dir nichts von allen den Kostbarkeiten, welche auf den Wagen des Großveziers gefunden wurden; nichts von den vielen Tausend mit Rubinen und Saphiren besetzten Bogen und Köchern, die leicht mehrere Millionen Ducaten werth seyn mögen. Du wirst nicht sagen können, was die tatarischen Frauen ihren Kriegern entgegenrufen: Ihr seyd keine Männer, denn ihr kehrt ohne Beute heim; doch am meisten wird dich erfreuen, daß unser Sohn Alexander sich brav gehalten hat. Herr von Stahremberg kam mit einer großen Menge der vornehmsten Bürger; ihre Hast, mich zu sehn, gefiel mir wohl. Sie nannten mich ihren Befreyer, wollten meine Kniee umfassen, meine Kleider berühren. Aber als ich vollends in die Stadt einzog, um mich nach der Stephanskirche zu begeben, da wimmelte es an allen Fenstern, auf allen Dächern, und von allen Lippen erscholl der Zuruf: es lebe der König unser Erretter! — Ich bat den Gouverneur verschiedenemal, dem Lärm zu steuern, es war umsonst, er schrie selber mit."

Dann erzählt Sobiesky, der Kaiser habe ihn wissen lassen, er befinde sich nur eine Meile weit von ihm entfernt, „aber," fährt er fort,

ich habe für nöthiger gehalten, den Feind zu verfolgen; und zweifle daher, daß ich Se. Kaiserl. Majestät werde sehen können."

Leopold hielt es unter seiner Würde, sich in Person zu erheben, um seinen Befreyer auf dem Schlachtfeld, oder vielmehr im türkischen Lager, zu besuchen; Sobiesky hielt es aber auch unter seiner Würde, Danksagungen abzuholen, die er so redlich verdient hatte. Als beyde Monarchen endlich zusammen kamen, gieng Sobiesky mit dem Kaiser als mit seines Gleichen um, ja es war ihm sehr anstößig, daß einige der anwesenden Großen nur mit gebogenem Knie zu dem Kaiser sprachen. Er hielt sich ziemlich laut darüber auf, und der stolze Leopold mußte sich stellen, als höre er nichts.

Voltaire's Portrait.

(Von dem Marquis von Charop, der 1734 in Deutschland getödtet wurde.)

Voltaire ist von etwas mehr als mittlerer Größe, ein Wuchs, der ausgezeichneten Männern eigen zu seyn scheint. Er ist mager, vertrocknet, hat eine verbrannte Galle, ein entfleischtes Gesicht, geistreiche, höhnische Züge, ein funkelndes, boshaftes Auge. Alles Feuer seiner Schriften belebt auch seinen Körper. Er ist lebhaft quecksilbrig, kommt und geht, rennt hin und her; man wird verdutzt, wenn man ihm lange zusieht. Natürlich muß ein solcher Mensch kränklich seyn. Er ist fröhlich aus Temperament, ernst um der Diät willen, offen ohne Zutraulichkeit, politisch ohne Feinheit, gesellig ohne Freunde; er kennt die Welt und vergißt

ihrer. Des Morgens spielt er den Aristipp, Abends den Diogenes. Er liebt das Vornehme und verachtet die Vornehmen, geht ungezwungen mit ihnen um, ist aber verlegen unter seines Gleichen, anfangs höflich, dann kalt, am Ende unerträglich. Er liebt den Hof und hat Langeweile bey Hofe. Empfindsam ohne Anhänglichkeit, wollüstig ohne Leidenschaft, bindet seine Wahl ihn an nichts, seine Unbeständigkeit an alles. Da er vernünftig ist ohne Grundsätze, so schweift seine Vernunft eben so sehr aus als anderer Thorheit. Mit einem ungeregelten Geiste, einem ungerechten Herzen, durchdringt er Alles und macht sich über Alles lustig. Er versteht auch zu moralisiren ohne eigene Moral. Seine Eitelkeit wird nur von seinem Eigennutz übertroffen. Er schreibt weniger für den Ruhm als für Gold. Nach Gold hungert und dürstet er. Für den Genuß scheint er geschaffen, und doch will er sammeln, Schätze häufen. Zum Dichter gebohren werden die Verse ihm allzuleicht. Er mißbraucht diese Leichtigkeit, daher er fast nichts Vollendetes liefert. Die Geschichte würde, nach der Dichtkunst, sein Fach seyn, wenn er weniger Betrachtungen einwebte und nie Parallelen zöge, ob sie ihm gleich bisweilen gelingen. — Man sagt, ein grosser Schriftsteller müsse weder Religion noch Vaterland besitzen; Voltai-

re thut alles mögliche, um diese Vollkommenheit zu erreichen. Seiner Nation ist er eben nicht sehr zugethan; er lobt gern die Vergangenheit und schmollt mit der Gegenwart; ist stets unzufrieden mit seinem Aufenthalt, und rühmt hingegen ein Land, das tausend Meilen weit von ihm liegt. Er besitzt viel Belesenheit in französischen und ausländischen Werken, und jene oberflächliche Gelehrsamkeit, die jetzt Mode ist. Politiker, Physiker, Geometer, er ist alles was man will, doch keines gründlich. Indessen gehört allerdings ein sehr umfassender Geist dazu, um gleich ihm, von Allem das Pikante abzuschöpfen. Sein Geschmack ist fein, aber unsicher. Er ist ein witziger Satyriker aber ein schlechter Criticus. Nie hält er die Mittelstraße, bald liebt, bald schmäht er die ganze Welt. Kurz, er will um jeden Preiß ein außerordentlicher Mann scheinen. —

Beym Anblick dieses Portraits möchte man hinzufügen: der Herr Marquis hat um jeden Preiß ein außerordentlicher Mahler seyn wollen. Mich dünkt, es giebt nur wenige Menschen, die im Stande sind, Voltaire zu beurtheilen, und diese wenigen müssen ihm selbst nahe stehn. Voltaire besaß, um mit Gall zu reden, eine solche Menge ausgebildeter, geübter Organe, daß derjenige, der mit seinem halben Dutzend Organen

ein Urtheil über ihn sprechen will, der Auster gleicht, die über den Menschen räsonnirt. Er war eitel? — gleich viel. Die Familien Calas und Sieven segneten diese thätige Eitelkeit, indessen rings um sie her die reine Menschenliebe unthätig blieb. — Er war eigennützig? — schwerlich. Allein Erfahrung belehrte ihn, daß man ohne Geld weder geehrt noch unabhängig in der Welt leben kann. Seine Gelehrsamkeit war oberflächlich? — Das heißt: sie war nicht pedantisch, sie prangte nicht mit Citaten, sie war lesbar. Ein einziger Bogen von ihm geschrieben, hat mehr Kenntnisse verbreitet und mehr Gedanken erzeugt, als mancher Foliant seiner Zeitgenossen.

Urtheil eines Engländers über das französische und englische Theater.

Als 1762 der Herzog Bedford Gesandter in Paris war, befand sich auch Robert Talbot, ein Freund Garrik's, in seinem Gefolge. Dieser Talbot ist der Verfasser des folgenden, an Garrik

gerichteten Briefes, der sich in einer seltnen, 1768 zu Amsterdam gedruckten Sammlung befindet. Er hebt mit dem Bedauern an, daß Garriks Bemühungen, Parlaments-Glied zu werden, mißlungen. „Gewiß," ruft Talbot aus, „würde jeder gute Bürger Sie eben so gern auf Ihrem Sitz in Westmünster, als auf dem Theater in Drury-lane erblickt haben; denn in England weiß man den Mann von seinem Stande zu scheiden; hier in Frankreich nicht. Eine solche Geistes-Operation ist zu tief und schwer für die oberflächlichen Franzosen. Der berühmte Voltaire, der jetzige Modemann, (der bisweilen witzig auf Kosten seines Verstandes ist) würde seine helltönendste Trompete an den Mund gesetzt, und gleich dem Bruder Lourdis (in der pucelle) gerufen haben: Franzosen! erröthet vor Schaam! seht, der aufgeklärte Engländer zählt Einen jener Männer zu seinen Gesetzgebern, welchem ihr ein ehrliches Begräbniß versagt."

„Man würde ihm geglaubt haben, so wie man ihm glaubte, als er seine Landsleute versicherte, wir hätten Addison und Prior, aus Dankbarkeit für ihre schönen Verse, zu Staatswürden erhoben. Seine Allerchristlichste Majestät würden mit Bittschriften bestürmt worden seyn, den Schauspielern die Kirchen zu öffnen

u. ſ. w. Ich ſcherze nicht, denn hier intereſſirt man ſich eben ſo heiß für die Prinzen und Prinzeſſinnen hinter den Couliſſen, als bey uns für die Miniſterial- oder Oppoſitions-Parthey. — Ja, bey uns, wo eine unzählige Menge Volk aus allen Ständen das Theater beſucht, glaubt man daſſelbe zum Vergnügen, zur Erholung beſtimmt und die Vernünftigen ſind zufrieden, wenn es dieſen Zweck erfüllt, ohne den guten Sitten nachtheilig zu werden. In Frankreich hingegen, wo das Theater bloß der Sammelplatz einer Hand voll müſſiger, und faſt immer derſelben Menſchen iſt, da fordert man, daß es eine Schule der guten Sitten und der Tugend für die Nation ſey, daß ſie dort große, patriotiſche Geſinnungen oder liebenswürdige Eigenſchaften für die Geſellſchaft lernen und ſchöpfen ſoll. Sie werden mich fragen: wer denn ſolche Forderungen aufzuſtellen wagt? — Eine kleine Parthey, wenn man ſie zählt, aber eine große, wenn man ſie wiegt, denn die Schriftſteller von Profeſſion ſtehn an ihrer Spitze. Dieſe Herrn ſind in verſchiedene kleine Haufen vertheilt, deren jeder ſich für das Publicum hält, und mit dem ihm eignen, imponirenden Tone ſich dafür giebt. Sie finden Nachbeter, ſowohl in der Hauptſtadt als in den Provinzen, wo die Academieen jetzt ſo

zahlreich werden, als vormahls die frommen Brüderschaften.“

„Die guten Engländer hingegen verhehlen dem achtungswürdigen Garrik nicht, daß sie ihn lieben, ohne eben einen Stand hochzuschätzen, dem er in seiner Jugend aus Leichtsinn sich widmete, und dem er, im reifern Alter, aus Nothwendigkeit treu bleibt. Dem klugen Garrik schmeichelt es um so mehr, daß es ihm gelungen, durch persönliches Verdienst ein ungünstiges Vorurtheil zu besiegen, und einem Stande Ehre zu machen, der keinesweges einem mittelmässigen Menschen Ehre bringt.“

„Ich erinnere mich bey dieser Gelegenheit des Churfürsten von der Pfalz, eines Fürsten, der englischen Scharfsinn mit deutscher Redlichkeit und französischer Geschliffenheit verbindet. Ich habe oft gesehn, daß er einen eilenden Frankfurter Juden, einen Briefträger, auf sein Lustschloß berief, um einige Wochen lang Schach mit ihm zu spielen, worin der Jude Meister war. Den Schachspieler schätzte der Fürst, von dem Juden und Briefträger nahm er weiter keine Notiz. So muß man das Talent vom Stande, den Stand wiederum vom Character trennen. Hier aber fodert man, daß alle Eigen-

schaften; alle Tugenden mit dem Talent sich vereinigen sollen; da hingegen der grosse Haufe seinem Vorurtheil gegen den Stand getreu bleibt, und gar keine Tugenden bey dem Talent erblickt oder sucht."

„Ein würdiger Marquis sagte mir neulich, unsre Bühne sey blos für den Pöbel; unsere Lustspiele wären unsittlich, unsere Trauerspiele auf die lächerlichste Weise mit Politik, Moral, Satyre und Bouffonerien durchspickt. Ich antwortete ihm gelassen: in London, wie einst in Athen, ist das Theater für alle Volksklassen; es wird vom Pair des Reichs wie vom Handwerker besucht; fünf bis 6000 Zuschauer werden täglich von so vielen tausend andern abgelöst. In Paris will man im Schauspiel sich unterrichten, in London zerstreuen und vergnügen. Der größte Theil der Zuhörer würde einschlafen, wenn er nicht stark gerüttelt würde. Darum schweifen unsere Dichter und Schauspieler bisweilen über die Grenzen der Natur. Ihr Theater, fuhr ich fort, ist mangelhafter als das unsrige, ohne jedoch, wie wir, mit guten Gründen sich entschuldigen zu können. Ihr Theater ist blos für den Hof und für die vornehmen Volksclassen. Unter vierzehn bis 1500 Zuschauern zählt es höchstens 200 Fremde, und 4 bis 500 Freudenmädchen.

chen. Der eigentliche Stamm Ihres Publikums beſteht aus 8 bis 900 Perſonen, die, aus Geſchmack oder Gewohnheit, täglich wieder kommen; die ein älteres Stück geleſen und wieder geleſen haben, ein neueres ſchon nach den erſten Vorſtellungen faſt auswendig wiſſen; gebildete, geſittete Leute, die beſonders auf Styl, Gedanken, Situationen, Verwebung und Entwickelung achten. Man gebe uns in London ein ſolches Publikum, und alſobald werden wir zierlich geregelt erſcheinen; unſere Dichter werden von Shakeſpeare nur noch die Kraft nachahmen, (wenn die ſich anders nachahmen läßt) werden nicht mehr in Luſtſpielen Thränen hervorlocken und in Trauerſpielen durch Geſpenſter erſchrecken wollen, u. ſ. w. „Der Herr Marquis meinte, die franzöſiſchen Schauſpieldichter wolle er mir gleichfalls Preiß geben; auf die komme es auch gar nicht an, ſondern allein auf die Schauſpieler, die in Paris beſſer wären als in der ganzen Welt. Habe der Dichter für einen oder ein Paar der Erſten Rollen geſchrieben, ſo könne er ſich darauf verlaſſen, daß ſein Stück zwanzig Vorſtellungen erleben werde. Dem Dichter ſey blos die Wahl des Gegenſtandes und allenfalls der Umriß zuzuſchreiben; die Farben hingegen, der Ausdruck, die Stellungen, kurz alle Einzelheiten kämen auf Rechnung des Schauſpielers.“

„Ich möchte vielmehr, erwiederte ich, den Schauspieler mit dem Componisten vergleichen, der zu des Dichters Worten eine gute Musik verfertigt. — Dieß Beyspiel, rief er aus, spricht für meine Behauptung. Die Oper ist erst zur Vollkommenheit gediehen, seit man auf die Worte gar nicht mehr achtet. — Freylich, sagte ich lachend, wenn es wahr ist, daß Einer Ihrer berühmten Componisten sich vermessen hat, eine Zeitung in Musik zu setzen. — Der Mann hat Recht, so redete der Marquis, er ist ein ächter Künstler. Ich habe in Wien mehreren Vorstellungen des Titus von Metastasio beygewohnt, und zwar mit dem größten Vergnügen, ohne ein Wort von den Versen zu verstehn, die so schön seyn sollen. Wozu alle die prächtigen Tiraden? diese Tugendkrämerey? die ist nur fürs Volk, nicht für unser Einen. Von erhabner Tugend gerührt scheinen, heißt das nicht bekennen, daß man einer solchen Handlung sich selbst unfähig halte? über ein großes Verbrechen erstaunen, heißt das nicht bekennen, daß man die Menschen nicht studiert hat? — Weg damit! ich beurkunde meinen Geschmack, indem ich den Schauspieler critisire, den Dichter überlasse ich den Recensenten.“

„Mit dieſen Worten hüpfte der Herr Marquis zur Thür hinaus. Richten Sie, lieber Garrik, zwiſchen mir und ihm.“ — Wie manches aus dieſem, vor einem halben Jahrhundert geſchriebenen Briefe noch jetzt anwendbar, und nicht blos für die franzöſiſche oder engliſche Bühne geltend iſt, das wird der Leſer ohne meine Erinnerung finden.

Die Neutralen.

Es wird heut zu Tage ſo viel über Neutralität, deren Rechte und Befugniſſe geſchwatzt, daß ich für gut halte — nicht etwa mit zu ſchwatzen (dafür ſoll mich der Himmel bewahren!) — ſondern nur auf ein vergeſſenes Buch aufmerkſam zu machen, betitelt: de doveri de' principi neutrali verso i principi guerragianti etc. (von den Pflichten der neutralen Fürſten gegen die kriegführenden, und umgekehrt). Ein Neapolitaner, Nahmens Galliani, hat es geſchrieben, und ſich auch ſchon vorher durch einen Tractat über die Münze und über den Getraide-

behandel bekannt gemacht. Außer Hübner (der 1759 ein Werk über das Anhalten neutraler Schiffe heraus gab, hatte, vor Galliani, noch kein Publicist diese Materie gründlich erörtert. Ich werde mich auf keine Zergliederung seines Buches einlassen, (denn das Zergliedern gebührt jetzt nur dem Schwerdte, nicht der Feder) sondern blos anzeigen, daß die Pflichten der Neutralen den größten Theil des Buches einnehmen, die der kriegführenden Mächte hingegen auf 20 Seiten abgefertigt werden. Das Ganze besteht aus zwölf interessanten Kapiteln. Das dritte erörtert die Frage: ob es einem Fürsten erlaubt sey, neutral zu bleiben? und in welchen Fällen? — Das sechste handelt von den eigentlichen Pflichten der Neutralen. Das siebente von dem Durchmarsch der Armeen durch neutrales Gebiet. Das achte von den Rechten der Neutralen. Das neunte vom Handel und der Contrebande. Das zehnte von dem jetzigen (nehmlich damaligen) herkömmlichen Verfahren auf dem Meere. Das eilfte von den Staatsgründen, welche kriegführende Mächte gegen Neutrale beherzigen sollten u. s. w. Ein Recensent jener Zeit bemerkt: Das Buch sey mit derjenigen Freymüthigkeit geschrieben, welche man an großen Genies nicht blos dulden, sone

dern auch bewundern und respectiren müsse. (Siehe die novelle letterarie.)

Quodlibet.

François de Beaumont, (Baron des Adrets) in den französischen Religionskriegen berüchtigt durch seine schrecklichen Grausamkeiten, rühmte sich, in seinem Leben nur Einen Menschen begnadigt zu haben, nemlich einen Soldaten, der ihn zu lachen zwang. Es war nach der Einnahme von Mont-Brisson, wo er die Kriegsgefangenen verurtheilte, vor der Platte forme eines Thurmes herab in die Spieße der unten stehenden Soldaten zu springen. Einer dieser Unglücklichen hatte schon zweymal einen Anlauf genommen, und war immer wieder zurück gewichen. „Schämst du dich nicht?" rief Beaumont ihm zu: „Zweymal schon bist du umgekehrt."

„Ey zum Henker! sagte der Gefangene, so brav Sie auch immer seyn mögen, ich will

es Sie dreymal versuchen lassen.“ — Dieß bon mot rettete sein Leben.

Brügge war lange Zeit die reichste Stadt in Flandern. Einst befand sich der König Philipp der Schöne daselbst mit seiner Gemahlin Johanna, die von ihrer Königswürde einen seltsamen Begriff hatte; denn als sie die Menge Damen um sich her mit köstlichern Diamanten, als sie selbst besaß, bedeckt sah, rief sie empfindlich aus: „wie soll ich das verstehn? ich glaubte allein Königin zu seyn, und ich finde hier überall Königinnen.“ — Die gute Dame kannte Luisen nicht, die ohne Diamanten überall die einzige Königin ist.

Elisabeth durstete nach dem Blute der Marie Stuart. Graf Leicester beschwur sie, glimpflich zu verfahren, ihre eigne Würde und die aller gekrönten Häupter nicht zu schänden. Aber wie soll ich sie los werden?“ rief die erbitterte Königin. „Lassen Sie sie mit Anstand hinrichten.“ — Mit Anstand? wie?“ — „Schicken Sie ihr keinen Henker, sondern einen Apotheker.“

Elisabeth bereute nachher oft, diesen teuflischen Rath nicht befolgt zu haben.

Der witzige Graf von Graumont, schon im hohen Alter, sagte nicht gern, wie alt er sey. Eines Tages speiste er an des Königs Tafel mit dem Bischof von Senlis, einem Greise. „Mit alt meynen Sie wohl," fragte Ludwig den Bischof, „daß unser Graf seyn möchte?"

„Ich bin 83 Jahr alt," versetzte der Prälat, „und der Graf muß wenigstens eben so alt seyn, denn wir haben zusammen studiert." — Sire! rief Graumont, Seine Hochwürden irren sich, denn weder Er noch ich haben jemahls studiert.

Demselben brachte einst ein Gascogner hundert Louisdor zurück, die er von ihm geliehen hatte. Der Graf erstaunte über die unerwartete Ehrlichkeit, und steckte das Geld in die Tasche. Einige Zeit nachher bat ihn der Gascogner abermahls um ein Darlehn. „Mit nichten," sagte Graumont, „ich lasse mich nicht zweymahl betrügen."

Einst vergaß der hitzige Graumont sich so sehr, daß er einen königlichen Bedienten im Garten des Pallastes durchprügelte. Als er eben noch in voller Arbeit war, sah er plötzlich den König neben sich stehn, und erstarrte vor Schre-

ten: „Was giebts hier?“ fragte Ludwig sehr ernst. Graumont fühlte, daß es um ihn geschehen wäre, wenn er sich nicht durch ein demüthiges bon mot aus dem schlimmen Handel zöge. „Nichts Sire,“ versetzte er mit großer Gegenwart des Geistes, „nichts, was der Aufmerksamkeit Ew. Majestät würdig wäre. Es sind blos zwey Ihrer Bedienten, welche Händel mit einander bekommen haben“ — Der König lächelte über die feine Wendung, drohte mit dem Finger und ließ es dabey bewenden.

Der Abbé Grancey hätte Soldat werden sollen. Er gieng mit zu Felde, und wagte sein Leben trotz dem besten Grenadier, blos um das fromme Vergnügen zu genießen, die Sterbenden auf dem Schlachtfelde zu absolviren. In der Schlacht bey Turin fand er seinen Tod. Da sagte ein Spaßvogel: „Der Abbé Grancey ist vor Freuden gestorben, daß eine Kanonenkugel ihn getödtet hat.“

Hervé, Bischof von Gax, der in jungen Jahren wegen seines heiligen Wandels berühmt war, wurde im Alter liederlich. Der Cardinal le Camus, bey dem gerade der umgekehrte Fall eintrat, machte ihm Vorwürfe darüber. „Sie endigen wie ich angefangen habe,“ versetzte

Herrn, „und ich endige wie Sie angefangen haben; das kommt auf Eins heraus.“

Als die polnischen Gesandten dem Herzog von Anjou seine Erhebung auf den polnischen Thron ankündigten, war, bey der feyerlichen Audienz, die Marschallin von Retz die Einzige, die im Stande war, ihnen lateinisch zu antworten.

Der Castrat Farinelli, Günstling des Königs von Spanien, wurde endlich Minister. Er hat es wohl verdient, rief Cafarelli, ein anderer Castrat; denn er hat die schönste Stimme, die ich in meinem Leben gehört habe.“

Als der Cardinal Fleury noch Lehrer Ludwig des Funfzehnten, und der Marschall Villeroi dessen Hofmeister war, schrieb der Letztere einst ein Billet an den Ersteren, in einer Sache, die ihren Zögling betraf, allein so unleserlich, daß Fleury es unmöglich entziffern konnte. Er bat daher den Marschall, sich deutlicher auszudrücken, damit man in Europa nicht sagen möchte: der König von Frankreich habe einen Hofmeister, der nicht schreiben, und einen Lehrer, der nicht lesen könne.

Nicht lange vor der gräßlichen Mordnacht, die unter dem Nahmen des heiligen Bartholomäus bekannt ist, befand sich Carl IX. mit dem Prinzen von Navarra — nachmals Heinrich des Vierten — zu Marseille, wo ihn dieser einst bis an die Kirchenthür begleitete, aber als ein guter Protestant nicht mit hinein gehn wollte, um die Messe zu hören. Da riß ihm Carl im Scherz die schwarze, mit Diamanten besetzte Sammetmütze vom Kopf und warf sie in die Kirche, damit Heinrich wenigstens hineingehen sollte, um seine Mütze wieder zu holen.

Die berühmte Madam Dacier wollte 1683 Ludwig dem Vierzehnten ein Buch überreichen, es fand sich aber Niemand, der es wagte, sie vorzustellen, weil sie eine Protestantin war. Montausier, der den schönen, fast einzigen Ruhm genoß, auch bey Hofe nie die Wahrheit zu verleugnen, übernahm es, wurde aber sehr trocknen vom Könige mit der Erklärung abgefertigt: er verbiete nicht allein, daß man ihm das Werk zueigne, sondern er werde auch alle Exemplare desselben confisciren lassen. „Wie Sire, sagte der unerschrockene Mann, „haben Sie vergessen, daß ein großer König kein Frömmling seyn darf? — Ich werde Madam Dacier in Ihrem Nahmen danken, und ihr hundert Louisdor

einhändigen, die Ew. Majestät mir wiedergeben mögen oder nicht." — Man weiß fürwahr nicht, was bey dieser Anecdote bewundernswürdiger ist: daß der edle Montanier so zu sprechen wagte? oder daß der stolze Ludwig keine Ungnade deshalb auf ihn warf? —

Vougelas, Einer der ersten französischen Academiker, der dreyßig Jahre an seiner Uebersetzung des Quintus Curtius feilte, und, nachdem er sehr lange Kammerherr bey dem Bruder Ludwig des XIII. gewesen war, dennoch in Armuth starb, verordnete in seinem Testamente, daß man, zu Befriedigung seiner Gläubiger, alle seine Habseligkeiten verkaufen, und, wenn das nicht hinreichend wäre, sogar seinen Leichnam an die Wundärzte so vortheilhaft als möglich verhandeln sollte.

Jedermann kennt die Niederlage der so genannten unüberwindlichen Flotte, mit welcher Philipp II. England erobern wollte. Auf dieser Flotte — so berichtet d'Aubigné in seiner Universalhistorie — befanden sich acht Franciscaner Mönche aus Castilien, 20 dergleichen aus Portugall, 29 Barfüßer aus Castilien, 16 dergleichen aus Portugall, 9 Augustiner aus Castilien, 14 aus Portugall, 12 Carmeliter aus Ca-

ſtilien, 9 aus Portugall, 8 Barfüßer vom Orden des heiligen Franciscus aus Portugall, 22 Jacobiner, 15 Jeſuiten aus Caſtilien, zuſammen nicht weniger als hundert und ſiebenzig Mönche.

Ein Herzog von Parma, dem es einſt gelungen war, ſeine zwiſtige Hofſchauſpieler-Geſellſchaft unter einander zu verſöhnen, rief aus: „ich werde mich ſo lange für den größten Staatsmann in Europa halten, bis irgend ein Fürſt mir beweiſt, daß er unter einer Schauſpieler-Geſellſchaft Frieden zu erhalten verſteht.“

In der Geſchichte der Jungfrau von Orleans wird es ſtets unbegreiflich bleiben, daß die Franzoſen ſelbſt, nicht minder als die Engländer, zu ihrem Verderben mit gewirkt, denn obgleich die Verrätherey des Gouverneurs von Compiegne nicht völlig erwieſen ſcheint, ſo iſt doch gewiß, daß etwas mehr als Mangel an gutem Willen mit unterlief. Warum that Carl VII. keinen einzigen Schritt zu ihrer Rettung? warum wechſelte er ſie nicht gegen engliſche Gefangene aus, deren er viele der Vornehmſten in Händen hatte? und wenn man ſie nicht auswechſeln wollte, warum beſtrafte er nicht der Engländer grauſames Verfahren durch das Vergeltungsrecht? —

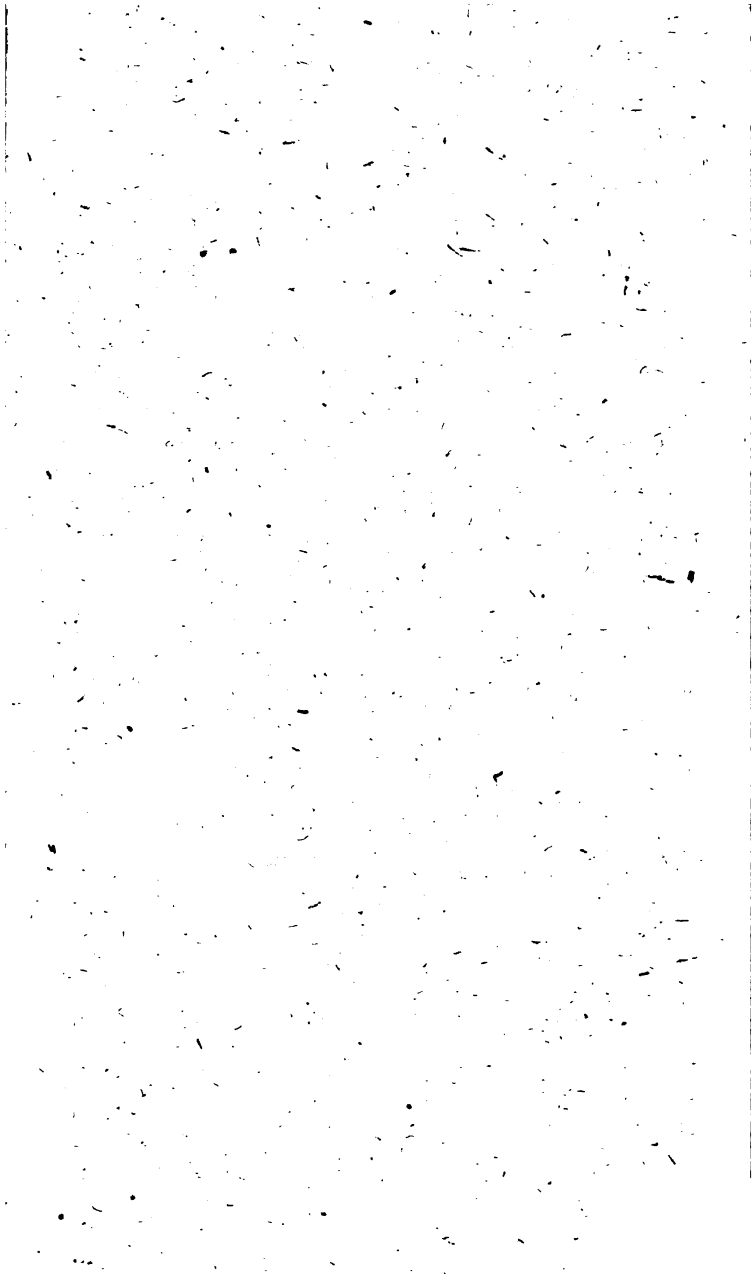
Der Graf von Peterborough, einer der edelsten, bravsten Männer, die England jemals hervorgebracht, belagerte Barcelona mit seinen Truppen und deutschen Hülfsvölkern, und zwang die Festung zur Uebergabe. Während er vor den Thoren der Stadt mit dem spanischen Gouverneur die Capitulation abschloß, vernahmen sie plötzlich ein furchtbares Geheul in den Strassen. „Sie verrathen uns, Mylord," sagte der Gouverneur, „während wir auf Treu und Glauben capitulirten." — „Mit nichten," versetzte Peterborough, „sicher sind die Deutschen eingedrungen. Lassen Sie mich mit meinen Engländern in die Stadt, ich will sie verjagen und dann zurückkommen, um die Capitulation vollends abzuschließen." — Der Gouverneur, im Vertrauen auf seinen edlen Feind, öffnete die Thore. Peterborough, an der Spitze der Engländer, flog von Straße zu Straße, trieb die Deutschen vor sich her, entriß ihren Händen die Herzogin von Popoli, die sie zu entehren im Begriff standen, gab die Ohnmächtige ihrem Gemahl wieder, zog zum großen Erstaunen der Spanier, mit allen seinen Engländern wieder aus der Stadt, und fieng ganz ruhig die Unterhandlungen wieder an.

Inhalt.

Seite.

Die Kraft des Glaubens. 3
Ueber gedruckte Lügen, Galilei betreffend. . 33
Der bestrafte Muthwille. 49
Livius und Sallust. 54
Die eigenmächtigen Censoren. 56
Wundersame Bekehrung einer Schauspielerin. . 59
Der Kleinigkeitsgeist. 82
Parallele zwischen Marie Stuart und Margarethe von Valois. 86
Montesquieu und Piron. 89
Besuch der Königin Christine von Schweden in Frankreich. 92
Der heilige Ludwig. 107
Crebillon und die Katze. 111
Die Wuth der Zweykämpfe. 113
Der gesegnete Strand. 121
d'Aubigné. 124
Ein Schreiben des Cardinal Granvella. . . 127

Lehren einer Großmutter an ihre Enkelin. . 142
Sie und Du. 147
Sobiesky. 150
Voltaire's Portrait. 153
Urtheil eines Engländers über das französische und englische Theater. 156
Die Neutralen. 163
Quodlibet. 165



THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

MAR 1 19[illegible]

form 410